

1922 #4

Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis

Der Weg in die Zukunft.

Dichtung für Sprechchor.

Von Berta Lask.

Stimme von oben:

Sonnenblumenkerzen stehn den Weg hinauf.
Blauer Vogel schäumt drüber hin.
Welt liegt weit gebreitet über Berg.
Sterne schwingen jauchzend um mich her.
Doch Menschheit, wo weilst du,
entstürzt der Welt?
Mensch, Mensch, wach auf!
Welches Dunkel verschlang dich?
Welche Klüfte halten dich gebannt?

Chor aus dem Erdinnern:

Wir hämmern schwarze Schächte
im dunklen Leib der Erde
durch nie bezwungene Nächte
mit dunkelnder Gebärde.

Wir schlagen schwarz stäubende Wege
mit unseres Fleisches Kraft.
In nie erhellte Stege
verrinnt unsres Blutes Saft.

Chor aus Fabriken:

Sausende Maschine schwingt durch unsere Muskeln, Adern und Hirne.
Schlag von Hämmern klingt in unserem Blut.
Steinerne Mauer von Fabriken untrost gebietend unsere Stirne.
Luft liegt gepreßt auf uns mit wuchtender Glut.

Chor der Krieger:

Wir stehen am eisernen Rohr, donnern Tod in die Luft.
Unsre Leiber fliegen zerfetzt und ruhen in keiner Gruft.
Fliehen wir rückwärts, faßt uns ein Tiger mit tödlichen Pranken.
Durch die Luft starren Mäuler aus blutigem Gold; die verschlangen
Gottes Gedanken.

Chor der Frauen:

Zwischen den fliegenden Webstühlen fliegen unserer Kinder schmale,
zärtliche Glieder.

Aus den Speichen der Räder blicken ihre Augen und ihr Gesicht.
Die großen Webstühle halten uns mit eisernen Ketten gefangen.
In grauen Hoflöchern glimmt unserer Kinder zitterndes Blütenlicht.

Oh wann strahlen und duften die kleinen Gotteskerzen?
Wann still atmend wiegen wir schlummernden Pfirsichleib?
Aus tausenden Rädern, bösen lichtlosen Höfen
weben wir Lebens endlos graues Kleid.

Chor der Denker:

Wir suchen Gottes Gedanken und Gottes Gesichte
und graben durch Berge von Büchern nach seiner Spur.
Aber immer fliegen schwarze Motten durch unsere Lichte.
Dann verwirrt sich die Schrift und erlischt die gefundene Spur.

Wir horchen auf Stimme von Mensch und Gott und Wesen.
Doch ein Heer von Stimmen stürmt und schwirrt und schnell.
Und was wir brünstig erschaut und erlauscht und gelesen
taumelt, ein tausendes Rad, durch entgottete Welt.

Stimme von oben:

Hohe Kuppel über mir gewölbt
ruht Welt.
Welt tönt starken Klang.
Goldnes Sonnenmeer brandet
an blaue Ufer. —
Aus der Tiefe dringt
dumpf verworrener Laut wie Atem schweren Traums.
Wer träumt so schweren Traum?
Menschenbrüder, seid Ihr's?
Erwacht! Erwacht!

Chor aus dem Erdinnern:

Horch! Ein Ruf zerreißt das Dunkel.
Um uns fremder Welt Gefunkel.
Grauen brüllt aus schwarzen Schächten.
Wahnsinn heult aus ewigen Nächten.
Hinaus! Empor!
Zum Licht brecht vor!

Chor aus Fabriken:

Durch das Sausen und Schnaufen der Maschinen
drang ein süßer Wind aus Nirgendwo.

Oh nun stoßen die Kolben so hart an unsere Leiber.
Und wir sehnen fort und werden niemals froh.

Chor der Krieger:

Ha, eine weiße Scheibe sinkt vom Himmel nieder.
Wird sie die blutigen Goldmäuler zerschlagen?
Auf! Zerschreht die Kanonen! Tretet die Waffen nieder!
Laßt uns die gierigen bösen Geister verjagen!

Chor der Frauen:

Es ist ein Geflimmer und Gezwitzcher vor unseren Fenstern.
Auf das endlose graue Gewebe fällt huschender Schein.
Durch unsere Adern zittert silbernes Sehnen.
Irgendwo, irgendwann muß Frühling sein.

Chor der Denker:

Fernher weht lebendigen Gottes Hauch.
Reißt die Herzen auf, ob auch das Blut entfließt,
daß sein Atem sich durch uns Geöffnete ergießt
und wir nicht verdorren, sonnenloser Strauch.

Stimme von oben:

Oh so fern, so ferne noch,
Brüder,
tönt euer Ruf.
Menschheit, wo weilst du?
Welch Dunkel verschlang dich?
Welche Klüfte halten dich gebannt?

Chor aus dem Erdinnern:

Zerschlagt die verfluchten schwarzen Wände und Stollen!
Tragender Leib der Erde speie uns donnernd aus!
Zerschmettert die Bögte, die uns in ewiges Dunkel zwingen wollen!
Brandfackel in der Reichen übermütiges Haus!

Chor aus Fabriken:

Welch wildes Wort dringt stürmend aus dem Dunkeln?
Nahrung und Leben sind uns Maschine, Werk und Haus.
Bannen wir bauend Schönheit und Sternensfunkeln
in unsrer Arbeit enges, lichtloses Haus!

Chor aus dem Erdinnern (näher):

Verräter, wer Kampf verdirbt und Wucht der stürmenden Masse bricht!
Jetzt gilt die Lösung: Zorn und Gewalt und Kampf und Gericht.
Von unserem Nacken schwarzen Felsblock der Knechtschaft und Fron
schleudern aufwuchtend wir fort und vernichten der Herrschenden
Thron.

Chor der Denker:

Oh schon braust in uns das neue Gotteswort.
Wir, geschmiedet noch mit Ketten an des falschen Lebens unfrucht-
bar Gestein.

Glühend fährt durch uns ein heiliger Wind und treibt uns fort.
Aber rings um uns ist Wüste, und wir sind allein.

Chor aus dem Erdinnern:

Wir allein in Bergeschacht.

Chor der Denker:

Wir allein in Geistesnacht.

Chor aus Fabriken und Chor der Frauen:

Wir allein in der Fabriken endlos grauer Not.

Chor der Krieger:

Wir allein in der Granaten grausam heulendem Tod.

Chor aus dem Erdinnern:

Auf, zerstört den Bergeschacht!

Chor der Denker:

Mensch erhelle Geistesnacht!

Chor aus Fabriken:

Bändigt der Maschinen Menschen zerstampfendes Rasen!

Chor der Krieger:

Befreit Himmel und Erde von teuflischen giftigen Gasen!

Stimme von oben:

Näher, näher schon tönt euer Ruf,

Menschenbrüder.

Verzweiflung stürmt heran in dunkel zornigem Aufbruch,
Felsblöcke schleudernd.

Leise weht Atem erwachenden Geistes,

bunte Giftblumen schmelzend,

Sehnsucht strafft sich, böse Litanen zu zügeln.

Ruf liebender Mütter streut Sterne durch dunklen Himmel.

Allein, von dunklen Mauern abgetrennt,

stöhnt, sehnt, stürmt, wuchtet Ihr empor.

Auf, strömt zusammen! Durch die dunklen Wände
flutet ineinander heilig glühend eins!

Chor aus dem Erdinnern (nahe):

Brüder im Licht, wir brachen durch der Erde Felsenschale,

wir Hammer, Stoß, Schlag, Zorn und sprengende Wucht.

Wir füllen mit Leben und Blut unsere ehernen Pokale

und schlagen Feind und Frevler in heulende Flucht.

Chor der Krieger:

Brüder im Licht, wir, entronnen eisernen Pranken
Menschenfleisch fressender, Giftgas atmender Brut,
frei zu guter Tat und guten Gedanken
brennen in neuer heiliger Kampfesglut.

Chor aus Fabriken:

Unbezwingene Kraft der schaffenden Hände
forme mit siegender Wucht Berg, Eisen und Stein!
Freiheit und Frieden und Glaube wölbe die Wände!
Strahlenkranz der Gemeinschaft hülle uns ein!

Chor der Denker:

Durch die Wüste klingen Bruderschritte stark und nah.
Uralt Licht blüht auf aus trübem Nebelschaum.
Wir ein Meer, noch schwach und schwer und dumpf und zag.
Doch wir strömen über toter Inseln bösen Traum.

Chor der Frauen:

Unsre Kinder früh geknickt und grau und alt,
durch unheilige Worte eure Lippenknospen früh entweiht,
morgen prangt Ihr duftender Blütenwald,
blüht empor in warme, heilige Zeit.

Knabe (vorüber schreitend):

Ich sah Blumen blühen einen langen, langen Weg entlang.
Ich hör' einen Vogel singen hohen, hohen Jubelsang.
Ich sah einen Menschen schreiten, die Augen voll blauer, bunter,
schimmernder Welt;
der hat mich zum seligen Weggenossen bestellt.

(bleibt stehen und klatscht in die Hände):

Kommt, Gespielen, wir wandern durch Land, Meer und Luft.
Wir bauen unsere Häuser und Fabriken aus Freude, Kraft und Duft.
Was die Väter taten, mag bleiben oder modern und vergehn.
Wir atmen, wir schreiten. Unsere Welt wird blühen und bestehn.

Chor der Jugendlichen (herbeieilend):

Kommt, Gespielen, wir wandern durch Land, Meer und Luft.
Wir bauen unsre Häuser und Fabriken aus Freude, Kraft und Duft.
Was die Väter taten, mag bleiben oder modern und vergehn.
Wir atmen, wir schreiten. Unsere Welt wird blühen und bestehn.

Stimme von oben:

Ströme rauschen. Sterne klingen.
Menschheit naht mit Jubelsingen,
strömt gelöst ins Weltenschwingen.

Ethik und Eschatologie.*)

Von Peter Barth.

Als im ausgehenden perikleischen Zeitalter die philosophische Besinnung der Griechen sich anschickte, sich in umfassender Weise Rechenschaft zu geben über die ganze Mannigfaltigkeit eines reich bewegten Lebens, da setzte sie den Hebel an mit der, zumal in unserer Sprache, so hausbacken klingenden Frage nach dem Wesen der Tugend. τι φησιν αρετην einαι [was dünkt dich um die Tugend?] ¹⁾ — so läßt Platon im Dialog Menon seinen Lehrer Sokrates die Frage aussprechen, die nicht nur geeignet war zum fruchtbaren Ausgangspunkt der ethischen Dialoge der platonischen Frühzeit, sondern die damit zugleich fähig war, die ganze vor keiner Weite des Gesichtsfeldes zurückschreckende kritische Besinnung des Philosophen in Bewegung zu setzen. Es ist wohl nützlich, sich gleich Klarheit zu verschaffen über den lebensvollen Gehaltreichtum der griechischen αρετη, [Tüchtigkeit, Tauglichkeit, Stärke, sittliche Güte, Seelengröße, Tugend], den unsere Ohren aus dem moralisch-blassen Worte Tugend kaum mehr herauszuhören vermögen. Wenn Platon fragt nach dem Wesen der αρετη, so stellt er damit die Frage nach dem Wesen von Tüchtigkeit und Tauglichkeit, Güte, Stärke, Gedeihen im umfassendsten Sinn. Doch was soll denn ein solches Fragen? Ist vielleicht der bestandene Praktiker des Lebens auf dem Sprunge, mit den erstaunten Zeitgenossen Platons einzuvenden. Ist nicht Tüchtigkeit aller Art in lebensvoller Wirklichkeit bei den Menschen im Gange? Nur nörgelnde Kritik abstrakter Theoretiker kann da mit ihren weltfremden Fragen kommen, wo das Leben selber in fragloser Sicherheit, unbeirrt durch Sokrates und seinesgleichen seinen Weg geht. Steht Athen nicht, trotz der empfindlichen Niederlage, die ihm von seinem Nebenbuhler bereitet worden ist, im Zeichen höchster geistiger und kultureller Blüte? Darf es nicht mit Stolz hinblicken auf die imposante Reihe hervorragender Staatsmänner und Feldherrn und sie als Koryphäen aller Trefflichkeit feiern? Wird nicht in seinen Mauern die Tugend von priesterlichen Theologen als Geschenk der Gottheit gepriesen, wird sie nicht von Dichtern und Künstlern verherrlicht und von beredten Lehrern, die freilich von anderm Kaliber sind als der weltfremde Sokrates, auf die heranwachsende Jugend fortgepflanzt? Doch der Entscheid ist ja gefallen. Sokrates hat es mit dem Leben bezahlen müssen, daß er, schamlos genug, es versucht hat, nicht nur das Tun der Edelsten und Besten im Staat, sondern selbst das Verhalten der Götter seinem ermüdenden Fragen zu unterwerfen und damit als fragwürdig erscheinen zu lassen. Der lästige Kritiker ist tot — und nun unentwegt wieder hinein „ins volle Leben“!

*) Mit Erlaubnis des Verfassers abgedruckt aus dem „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz.“

¹⁾ Die griechischen Stellen sind von der Schriftleitung übersetzt.

Ist denn aber die Frage nach der arete, nach einem Leben im Guten wirklich so gefährlich, birgt sie so weittragende Konsequenzen in sich, daß das wirkliche Leben im ganzen sittlichen Bestand seiner individuellen und sozialen Äußerungen sich dadurch angegriffen sehen muß, daß alle in Geltung befindlichen ethischen Potenzen, wollen sie sich ihrer erwehren, zu entrüsteter Auflehnung gegen sie und gegen den, der sie erhebt, gedrängt werden? Laßt Theorie und Praxis ihren Frieden miteinander machen! Laßt sie mit gegenseitiger „Hochachtung“ von einander redend in traurem Verein miteinander den Acker des Lebens bestellen! Mag, wer Gefallen daran findet, als unverbesserlicher Theoretiker über das Leben nachgrübeln und aus dem reichbewegten sittlichen Leben, das uns der müßlichen Beschäftigungen so viele bietet, die Theorie herausspintisieren — wohlwollende Neutralität gegen das arme, blasse, entsagungsvolle Denken! — auf dem Hintergrund natürlich der mitleidigen Überzeugung jedes sichern Praktikers: „Grau Freund ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum.“ Über die mephistophelische Herkunft eines sein Treiben bestätigenden Wortes braucht ein rechter Praktiker sich ja nicht Rechenschaft zu geben.

Sollen sittliche Erkenntnis und praktisches Handeln gründlich miteinander der Versumpfung ausgeliefert werden, so ist jedenfalls solche abnunglose Verbrüderung ein wirksames Mittel dazu. Bei all ihrer Verblendung muß der Gegnerschaft des Sokrates doch dies zugebilligt werden: sie hatte das Bitterungsvermögen dafür, daß die in ihrem Widersacher auf den Plan tretende Erkenntnis eine revolutionäre Macht ist, mit der sich kein Pakt schließen läßt. Denn in der Tat, erhebt sich einmal die Frage nach dem, was wirklich gut, gerecht, tauglich, heilsam ist, taucht einmal die unerbittliche Rechenschaftsforderung auf gegenüber allem, was sich im Glorienschein sittlichen Wertes wiegt, wird einmal all das, was im Tauschhandel des praktischen Lebens als gut, rein und göttlich umgeht, auf sein zumeist unbeachtetes Ursprungszeugnis befragt, will einmal Wissen um das Gute an Stelle bloßer gewohnheitsmäßiger Meinung und Routine treten, dann muß wohl die ganze sittliche Welt des Menschen mit all ihren Tüchtigkeiten und Vortrefflichkeiten in Staat und Kirche, in Recht, Wirtschaft und Volksleben, in persönlicher Leistung und persönlicher Lebensführung um den Glanz ihrer Geltung bangen. Gibt es für die sittliche Welt des Menschen etwas Gefährlicheres, Revolutionärereres, als wenn sie ins Licht dessen tritt, was in ihr eigentlich gemeint ist, ins Licht ihres eigenen Ursprungs, des wahrhaftig und nicht nur vermeintlich Guten, wenn sie in ihrem ganzen Bestande auf einmal sich in Frage gestellt sieht durch die Frage nach einem letzten gültigen Sinn und Zweck, nach dem wirklichen Wesen des Guten, nach dem eigentlichen Wesen der arete?

Denn der Logos ist lebendig und wirksam und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert. Er ist kein bloßes registrierendes Nachdenken, kein

dem Leben keuchend nachhinkender Epimetheus, als der er jedem Zeitalter eines erlahmten Geistes und einer gerade darum um so geschäftigeren und selbstsicherern Praxis erscheinen mag. Dem Logos wohnt Schöpferkraft inne, die Kraft radikaler, neuorientierender, lebensschaffender Zielsetzung. Die Infragestellung der ganzen ethischen Wirklichkeit, wie sie durch die unerbittlich befolgte sokratisch-platonische Forderung der ethischen Rechenschaft, des *logon didonai* [Rechenschaft geben] zur Tatsache wird, die Nötigung der Bemessung aller vermeinten oder wirklichen sittlichen Werte an ihren letzten Kriterien, was soll sie anders, als der Grundlegung des Lebens auf wirklich tragfähigen Fundamenten die Bahn brechen, und damit eben Neuschöpfung des Lebens aus seinem letzten verborgensten Ursprung! Kein Heil ohne den Anfang aus letzter Tiefe! *hotan de elthe to teleion, to ek merous katargethesetai* (1. Kor. 13, 10). [Wenn aber das Vollkommene gekommen ist, dann wird das Stückwerk abgetan werden.] Das ist der Sinn und die Zeugungskraft echter Eschatologie. Arme Theologie, die ihre „Lehre von den letzten Dingen“ im kraftlosen Kahn des letzten Kapitels ihrer Dogmatik zögernd im Schlepptau mit sich führt!, der das *eschaton* [das Letzte] sich zur bloßen nähern oder fernern Strecke des Zeitschemas verflacht hat! Eschatologie ist Ursprungsbeziehung und dadurch Hinweis auf die schöpferischen Kräfte, denen die Zukunft gehört.

Mit freundlichem Humor zeichnet Platon den ungeduldigen Arger, der sich daran stieß, wenn seine Überlegungen sich unversehens den Trivialitäten des Lebens zuwandten, mit liebevoller Sorgfalt diesen nachspürten und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit immer wieder auf sie zurückkamen. Wir folgen dem Begründer der Ethik als Wissenschaft, wenn wir es mit ihm nicht verschmähen, triviales Tun uns zum Problem werden zu lassen. Nicht erst in irgend welchen höhern vergeistigten Regionen des Menschentums öffnet sich das Feld der Ethik mit deren Zielsetzungen und Aufgaben. Schon die ganze Welt schlichtester menschlicher Arbeit ist mitbeteiligt an der Frage nach dem Guten; diese Frage ist in ihr wirksam als beunruhigender und verheißungsvoller Hintergrund und stellt eine immanente Beziehung dar zwischen den scheinbar entlegensten primitivsten Verzweigungen menschlicher Lebensgestaltung und den letzten aller Diesseitigkeit entrückten Möglichkeiten und Ausblicken.

Worin erscheint *arete* im Felde der Arbeit? Inwiefern nimmt menschliche Arbeit teil an der Idee des Guten? Anders gewendet: Worin liegen die Kriterien, die nur einmal im Gebiete nächstliegendsten werktätigen Handelns das *eidos* [Idee, Vorbild] des Guten als gut umgrenzen, definieren lassen? Es realisiert sich offenbar die Möglichkeit, daß auf der ganzen Linie bunteste Willkürlichkeit aller Art kreuz und quer in das Wirken der Menschen mit hineinredet. Wo wäre die dem Menschen bestimmte *poiesis* [Schöpfung] nicht rings umdroht von der ganzen Skala der von innen und von außen einwirkenden Gegenpotenzen und Gegen-

strebungen, von Einsichtslosigkeit, Unverstand, Unsachlichkeit, Zerrfahrenheit, von der Macht der Trägheit und Gewohnheit, von Mangel an Willen und Energie, von Hybris wie von Verzagttheit, von Launen, Stimmungen und subjektiven Kompliziertheiten aller Art, von Furcht wie von Gefallsucht, Ehrgeiz, Streberei und was in diesem Lasterkatalog noch genannt werden müßte! Was ist es, was dem gegenüber dem Werke des Menschen Anteil an der Prädikation des Guten verleihen könnte? Wir müssen uns dazu dessen bewußt werden, daß wir schon mit der Frage nach dem Guten uns in den Herrschaftsbereich der Idee des Guten begeben haben, daß schon mit dieser Frage, mag die Antwort uns noch so verborgen sein, eine aller Willkür enthobene teleologische Beziehung begonnen hat in ihre Gerechtfame zu treten. Fragten wir daher nach dem Guten im Bereich elementarster gestaltender Handlung, so war die Voraussetzung schon dieser Frage die eines, wenn auch für uns seinem Gehalte nach noch ungeklärten, so doch sicher jenseits jeglicher Willkürlichkeit liegenden und damit Geltung beanspruchenden telos [Vollendung], die Idee einer ob zwar noch völlig abstrakten, so doch nichtsdestoweniger normativen Zweckbestimmung, die Idee einer Gesetzmäßigkeit als kritischer Potenz aller nur möglichen Handlung. Darum kann die Antwort auf jene Frage nicht anders lauten, als wie sie im Gorgias herausgearbeitet wird: die arete [Tüchtigkeit, Tugend] des Berufswerkes des Handwerkers, des Schiffsmannes, des Arztes beruht auf dem gegen alle Launen und willkürlichen Ansprüche unverbrüchlichen Festhalten an dem jedesmal durch die Sache vorgeschriebenen telos [Ziel, Vollendung] und damit an der dem Sinn des jeweiligen Werkes entspringenden und von daher geforderten innern Gesetzmäßigkeit, Folgerichtigkeit, Ordnung und Übereinstimmung. Voraussetzung dazu aber ist sowohl der überschauende einsichtige Blick auf das Ganze des zu gestaltenden Werkes, als auch die ins einzelne gehende, nicht auf Meinung, sondern auf Erkenntnis beruhende Berufskunde und damit die kundige Ausübung der der Idee der Sache entsprechenden techne [Kunst, Sachkenntnis, Geschicklichkeit].

Die damit gewonnene Weite des ethischen Gesichtsfeldes ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die ganze Breite menschlicher Kultur ist erkannt in ihrer a priori bestehenden Einbezogenheit in die ethische Problematik. Ethik ist nicht eine dem profanen Arbeitsleben der Menschen irgendwie erst nachträglich und von außen her aufzunötigende Geistesrichtung. Der Logos ist längst vor dem Moralisten auf dem Plan. „Die Weisheit ruft auf den Gassen.“ (Prov. 1, 20). Im unscheinbaren Werk des Handarbeiters wie in der stauenerregenden Schöpfung sublimster Wissenschaft leuchtet die Spur der Idee als verpflichtendes, schöpferisches, kritisches Prinzip. Die altehrwürdige Kunst des Landmannes wie die kluge Erfindung modernster Technik, der schwere Maschinendienst im Fabrikraum wie die höchsten freisten Gestaltungen der Architektonik, Plastik, Malerei, Musik und Dichtung, sie zeugen von der Gegenwart der Idee,

sind von ihr her geädelt, haben an ihrem ungeschriebenen Gesetz das Kriterium ihres Wertes. Die ganze Welt menschlicher Handlung, wie sie sich darstellt in Wissenschaft, Arbeit, Technik, Kunst, sie ist ins Leben gerufen durch den in unendlichem Beziehungsreichtum sich manifestierenden Anspruch einer schöpferischen Teleologie höchster, ihrem letzten Gehalte nach aber auch verborgenster Gesetzmäßigkeit. Es lebt in ihren einfachsten Gestaltungen die Idee eines Kosmos. Der Logos, so unerreichbar er für allen Menschenverstand ist nach seiner ganzen theiotes [Göttlichkeit, göttliche Majestät], — auch hier sind alle Dinge durch ihn geschaffen und ohne ihn ist nichts, was geschaffen wurde und geschaffen wird. Auch hier war und ist in ihm das Leben.

Alle Handlung untersteht a priori dem universalen, imperativischen Anspruch der Idee. Gestaltung des menschlichen Werkes zum sinnvollen Ganzen ist gefordert, auf welcher Höhenlage es immer seinen Ort haben mag. Das Werk, und gehörte es der schlichtesten Alltäglichkeit an, will den Meister loben, will sich seiner nicht schämen müssen. Mit ihm ist die Ethik in ihr Recht getreten; der Handelnde ist ihrer Problematik verfallen. Es ist vor ihr kein Fluchtversuch möglich — auch wenn sich die weittragendsten und gefährlichsten Konsequenzen eröffnen, die diese Beziehung in sich birgt. Denn eine harmlose Sache ist es nicht, durch seine Handlung (und auch Nicht-handeln ist Handlung) in Beziehung zu stehen zur Idee des Guten, zur Beteiligung herangezogen zu sein an ihrem Schöpfungswerk. Die Fragestellung, unter die alles Tun gerückt ist, könnte nicht nur dem Naiv-harmlosen schließlich über den Kopf wachsen. Denn der schon im einfachsten Tun sich erhebende Anspruch auf Tauglichkeit, Übereinstimmung mit Sinn und Vernunft, und darum auf Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Folgerichtigkeit, er will ernst genommen sein. Wir sind berufen zu einem Tun, das sich rechtfertigt vor den letzten Instanzen. Die Forderung der Rechenschaftsablegung, einmal erhoben, steht nicht still.

Unserer Zeit ist das Sinnlose einer vor der Idee sich nicht rechtfertigenden Kultur in großen Maßstäben vor Augen demonstriert worden. Es kann nicht verkannt werden, daß in dieser Kultur die mannigfaltigsten sittlichen Werte vertreten waren, daß sie von starken sittlichen Kräften nicht verlassen war. Die Kultur unserer Zeit ist in hervorragendem Maße Arbeitskultur. Imponierende Kräfte entsagungsvollsten Forschergeistes, geduldigster wissenschaftlicher Kleinarbeit, technischer Genialität, trockenen Beamtenfleißes, zäh erfüllter grauer Alltagsarbeit sind an ihr beteiligt, haben sie heraufgeführt. Disziplinierte Kraft des Geistes und des Willens hat ihre machtvollen positiven Leistungen hervorgebracht, ist ihr sittlicher Nerv. Das Parasitentum des modernen Genußmenschen, in tausendfältiger Personalunion mit dem in seinem Berufe diszipliniertesten Arbeitsmenschen, mag füglich zwar als bemerkenswertes Symptom einer innern Gebrochenheit der Gesamthaltung, aber im ganzen Bilde

doch nur als die korrespondierende negative Komponente zu der positiven Kraft jenes Arbeitswillens eingeschätzt werden. Es erscheint gerechtfertigt, in einer Welt der Relativität, wie sie eine konkrete Kultur darstellt, sich in erster Linie an deren positiven Elementen zu orientieren. Gerade ihre positive Einschätzung, insofern als positive Werte mit im Spiele sind, läßt um so deutlicher ihre Relativität erkennen. Sie zeigt uns die großen geistigen und sittlichen Energien einer imposanten wissenschaftlich-technischen Kultur dem übergeordneten Sinn und Gesetz, dem sie doch entstammen, entfremdet, losgelöst von ihrem eigenen verborgenen Ursprung, logos spermaticos [zeugungskraftiges göttliches Wort] fern von seinem Urquell, Vernunft im Dienst der Unvernunft, sinnvolle Elemente umströmt, dahingerissen von einem Strom der Sinnlosigkeit, sittliche, religiöse Energien im Dienste des Teufels, Menschentüchtigkeit und Menschen-gerechtigkeit durch einen Abgrund getrennt von der Idee des Guten. „Da sie sich weise dünkten, sind sie zu Narren geworden.“ (Röm. 1, 22).

Wir haben nachdrücklich Gelegenheit, uns diesen Sachverhalt an der in unserer Kultur sich darstellenden menschlichen Gemeinschaftsbeziehung anschaulich zu machen. Denn wie die Frage nach dem Guten die Genesis des sittlichen Individuums begründet, so ist in ihr a priori für die Gemeinschaft der Menschen eine übergreifende Teleologie, die Teleologie des Guten, zum Problem geworden. Wir sind mit einander verbunden in der Frage nach dem, was wirklich und in Wahrheit in bezug auf die Gestaltung unseres Lebens Geltung beansprucht. Wie sollte darum die Frage nach dem Guten bei uns ohne die intensivste Rücksicht bleiben auf den, über dem sie wie über uns gestellt ist, der wie wir zur Teilnahme an der Unendlichkeitsbeziehung der Idee des Guten berufen ist! Keine Achtung vor dem ungeschriebenen Gesetz des Guten, ohne Achtung vor dem mit uns auf den Weg der Idee berufenen Mitmenschen. Kein Wille zum Guten ohne den Dienst an den Menschen im Hinblick auf die in der Idee des Guten über uns aufleuchtende letzte Bestimmung. Im Lichte dieses Zusammenhangs erscheint uns eine hochentwickelte wissenschaftlich-technische Kultur wie die heutige, trotz all der in ihr wirksamen sittlichen Kräfte, in ihrer tiefen Unsittlichkeit. Durch die ungeheure Katastrophe, die sie heraufbeschworen hat, ist sie in ihrer Sinnwidrigkeit und Menschenfeindschaft auch kurzichtigen Augen offenbar geworden. Und wem könnte es noch fraglich sein, daß die revolutionäre Bewegung unserer Tage, so beklagenswert sie im einzelnen in ihren Äußerungen sein mag, gegen die ganze bürgerliche Welt, mitsamt ihrem religiös-kirchlichen Appendix, das von dieser Kultur mit Füßen getretene Recht des Menschen vertritt! Um so schlimmer, wenn eine Kultur trotz aller in ihrem Rahmen möglichen Vergeistigung sich durch eine im ganzen so grobe und ungeschlachte Erscheinung, wie der sozialistische Ansturm sie darstellt, ins Unrecht gestellt sehen muß. Um so größer ist offenbar die Kluft, die uns vom Reich des wirklich Guten trennt. Damit ist ohne weiteres gesagt,

daß eine religiöse Verherrlichung des Sozialismus in irgendeiner seiner Erscheinungsformen ebenso unangebracht ist wie jede zu Zeiten reichlich geübte profane und religiöse Verherrlichung des Bestehenden. Die Rede von der „Krisis im heutigen Sozialismus“, so weit sie nicht der Ausfluß im Grunde angstvoller bürgerlicher Schadenfreude ist, sondern im eigenen Lager laut wird, mag uns als erfreuliches Symptom einer einsetzenden relativistischeren Selbsteinschätzung gelten. Der Sozialismus ist in der Tat nicht in der Lage, das Reich Gottes herbeizuführen. Wir meinen dies nicht in dem Sinn, als ob es uns daran läge, etwa mit den wohlmeinenden Herzen des politischen Gegenpartes eine vorschnelle Verbrüderung zu feiern. Es handelt sich nicht um ein Additionsproblem, demzufolge allein die Summierung vorhandener Größen nötig wäre, um die Frage, die aufgeworfen ist, zu lösen und das freudige Ergebnis zu erzielen. Wir dürfen nun auch füglich absehen von den freilich sehr stark in die Augen springenden gewalttätig-tumultuarischen Erscheinungen dieses Kampfes um das Recht des Menschen, wie er in der großen Zeitbewegung der Gegenwart zum Ausdruck kommt. Diese tragen ja freilich ihre Sinnwidrigkeit so offen an der Stirne geschrieben wie der Staat, der das Bestehende meint mit Maschinengewehren schützen zu können. Aber gerade ethisch-idealistischer Sozialismus muß, je ernsthafter sein Einsatz und je klarer seine Einsicht in den Gegenstand der Frage ist, sich nicht nur der Fragwürdigkeit seiner Verwirklichungen, sondern selbst seiner eigenen Fragwürdigkeit bewußt werden. Nicht als ob es doch wieder irgendwie vorbeigehen könnte an dem, was als sittliche Forderung hinter dem Sozialismus steht, zurück, sei es zur Ethik des bürgerlich atomistischen Individualismus oder zu geheimer oder offener Verherrlichung Tirpitz-Ludendorffschen Cäsarentums. Mag ethische wie logische Erkenntnis auf allen Stufen mit Relativität behaftet sein, — und sie ist es —, Erkenntnis hat Kontinuität und ist nicht geistreiche Aphoristik, die bald so, bald anders kann. Sie kann nicht am Ende mit resigniert spielerischem Eklektizismus zurückkehren zu teleologischen Einstellungen, die sich ihr aus guten Gründen als unhaltbar erwiesen haben. Gerade ernsthafter sittlicher Erkenntniswille wird aber, in Verfolgung seiner eigensten Kontinuität — und diese besteht in der immer neuen Überprüfung der dem Handeln dargebotenen teleologischen Grundlegung —, sich grundsätzlich von der Relativität auch seiner schönsten Zielsetzungen überzeugen. Eine nach jahrtausendelangen Machtkämpfen pazifizierte Bewohnerschaft unseres Erdballes, in einem genuin demokratisch organisierten Völkerbund geeint zur (womöglich in einer Einheitsprache sich verständigenden) alle Zonen und Rassen umfassenden Produktiv- und Konsumgenossenschaft, auf von der Gesamtheit gepachtetem, gleichmäßig parzelliertem Lande siedlungsartig in kleinen Häuschen mit Gärtlein wohnend (womöglich völlig abstinente und vegetarisch), strebsam in jedem ihrer Glieder sich weiterbildend in unentgeltlichen Volkshochschulkursen — sollte etwa in

dieser bezaubernden Fiktion das Bild der erlösten messianischen Menschheit uns vor Augen stehen? Würde in ihr sich das Wort der Schrift erfüllt haben: „Siehe da, die Hütte Gottes unter den Menschen!“? (Apoc. 21, 3). Nicht in seinem „Atheismus“, den wir gut tun in bonam partem als Negation in der Tat erledigter Gottesfiktionen zu deuten, sondern in der Verkennung der Distanzen gerade auf Seiten der Ideologie besteht die größte Gefahr der Gottlosigkeit für den Sozialismus, eine Lage, gegenüber der die Kirche freilich am allerwenigsten Anlaß hat, sich über ihn zu erheben.

Wir sind hier an dem Punkte angelangt, an dem es gilt, mit aller Schärfe sich der Transzendenz des eigentlichen und letzten Gehaltes der allen ethischen Gestaltungswillen ins Leben rufenden Idee, der Idee des Guten, bewußt zu werden. Schon für das einfachste Werk, das Gestalt annehmen soll unter unsern Händen, hineinberufen ins Licht der Idee, aufgerufen durch die Frage nach dem Guten zu individueller und sozialer Lebensgestaltung ihrem ungeschriebenen Gesetze gemäß, durch ihre uns berührende Kraft genötigt zu immer radikalerer Infragestellung aller unserer, auch der ernstesten Versuche ihr Genüge zu tun, herausgefordert zu immer tiefern Bohrungen nach den Quellwassern des Lebens, nach dem in Wahrheit Heil Bringenden, unvernögend uns durch unsere eigennützig oder gemeinnützig, gelehrte oder ungelehrte, soziale, kirchliche, künstlerische oder irgendwelche Geschäftigkeit hinwegzutäuschen über die Gebrochenheit, Unzulänglichkeit, Erkenntnis- und Kraftlosigkeit unseres Tuns, und doch immer von neuem bedrängt durch die in uns und über der ganzen Welt aufgeworfene Frage nach dem Guten, nach wirklichem letztem Heil, so stehen wir da, nein: so sind wir bewegt, beunruhigt, gehemmt und doch zur Eile genötigt. „Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun?“ (Apg. 2, 37). Diese Frage, von freundlichen Praktikern so gern zum Wahrzeichen ihrer hemmungslosen Geschäftigkeit erhoben, sie rührt seltsamerweise an die letzten Dinge. Ja: „Was sollen wir tun?“ Das ist eben die Frage, die durch keine moralischen, ethischen, sozialen Anweisungen ihre Erledigung findet. Sie kommt aus einem Jenseits alles von uns Gedachten und Erkannten und weist hin auf ein Jenseits aller unserer ethischen Praxis. Denn sie meint das Wahre, die Erfüllung, das teleion [Erfüllung, Vollkommene] — und eben das teleion steht in Frage. Diese scheinbar so einfache Frage, durch geschwähzige Ratschläge vielfach in ihrer eigentlichen Bedeutung zu Boden geschlagen, sie drängt uns, gerade beim höchsten ethischen Einsatz ihr Genüge zu tun, an einen Rand hinaus, wo wir nur noch verstehen: das wesenhaft Gute, Helfende, Heilsame ist noch nicht unser, „es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Joh. 3, 2), „alle haben gefehlt und mangeln des Ruhmes vor Gott“ (Röm. 3, 23), jenseits unserer ganzen sittlichen Wirklichkeit mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihren Nachtlichtlein und ihren elektrischen Bogenlampen ist ihr Ursprung

und ihr Ziel, das von ihr stets gemeinte, tausendfältig gesuchte, ver-ratene, in perfektionistischem Übermut sich vorgetäuschte und doch immer von neuem gesuchte Gute, Hilfreiche selbst; wenn wir noch einmal mit Platon reden dürfen: en hyperouranio topo! [jenseits] — Und doch gerade darum: von daher die Hilfe, von daher die Erfüllung, von daher das Heil! „Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ (Ps. 124, 8). hotan elthe to teleion to ek merous katargethesetai (1. Kor. 13, 10) [wenn das Vollkommene gekommen ist, dann wird das Stückwerk abgetan werden.].

Wenn wir Umschau halten in dem verhältnismäßig kleinen Stück Völker- und Geistesgeschichte, das von der historischen Erinnerung unseres Kulturkreises noch einigermaßen umfaßt oder doch berührt wird, so muß unsere Aufmerksamkeit aufs stärkste gefesselt werden durch die eigentümliche Bewegtheit, die wir an einer Stelle wahrnehmen. Die Volksgeschichte der in Israel-Juda zusammengefaßten, einst nomadisierenden, dann zu ansässiger Kultur übergegangenen vorderasiatischen Stämme unterscheidet sich in ihren äußern Daten, mit ihren Despoten und Helden, ihren Siegen, Niederlagen und Deportationen, ihren bald verübten, bald erlittenen Beutezügen und Hinschlachtungen, mit ihrem Nebeneinander von kultischer Feierlichkeit und wilder Grausamkeit, sowie ihrer endlichen Zivilisierung im persischen und hellenistischen Zeitalter nicht von den entsprechenden Vorgängen ihrer Umwelt. Was uns aber auffallen muß, das ist ein immer wieder mit neuer eruptiver Gewalt hervorbrechendes, einer mächtigen in ihrer Ursache unerkannten elektrischen Fernwirkung vergleichbares unmittelbares Gefühl für letzte Dinge, ein Überwältigtsein durch das mysterium tremendum [das Ehrfurchtgebietende, Geheimnisvolle] des über alle Sinnen- und Geisteswelt des Menschen schlechtthin erhabenen Deus absconditus, [der verborgene Gott], und eben damit ein Gefühl für die Instanz, an der die Welt mit ihren eigenen höchsten Möglichkeiten scheitert, weil von dort her allein die entscheidende Hilfe, das endgültige Heil kommt. Alle die rätselvollen Menschen, die charakteristisch sind für das durch die Schriftenammlung der Bibel der Überlieferung erhaltene Stück Geistesgeschichte, sie sind bestimmt durch dieselbe eschatologische Haltung. Sie stehen alle an jener Grenze der Humanität, wo es von seiten des Menschen nur noch heißen kann: „Wehe mir, ich vergehe! Denn ich bin ein Mensch von unreinen Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen, denn ich habe den König, den Herrn der Heerscharen gesehen“ (Jes. 6, 5), wo der Mensch vor der überweltlichen Majestät Gottes seine fröhliche religiöse Gebetsgeschwätzigkeit vertauschen muß mit dem demütigen: „Ach Herr, ich habe mich unterfangen zu dir zu reden, obschon ich Staub und Asche bin. (Gen. 18, 27). Und wenn so das alte jahvistische Geschichtswerk die Gestalt Abrahams zeichnete, so hat selbst der Priester-coder, der sonst wesentlich zu den Schuttkegeln dieser Hochgebirgslandschaft gehört, sich noch etwas

erhalten von der Erinnerung an die *investigabilis majestas divina*. [unerforschbare Ehre Gottes]. Auf Gottes Anrede: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm!“, gibt es auch da nichts anderes als: „... da warf sich Abram nieder auf sein Angesicht.“ (Gen. 17, 1. 2.) — „Alles Fleisch ist wie Gras und seine Herrlichkeit wie des Grases Blume“ (Jes. 40, 6), das ist es, was an dieser Grenze vom Reich des Menschen zu sagen ist. Nichts, einschließlich die „religiös-sittliche Persönlichkeit“ der Propheten und Apostel, das an dieser Grenze nicht mitbetroffen wäre von diesem negativen Urteil.

Und doch handelt es sich hier um mehr als das, was in ihrer Art etwa auch die monumentale steinerne Todesweisheit der Ägypter auszusprechen vermöchte. Das kritische Nein, das hier über der ganzen Kreatur mitsamt der ganzen, selbst höchsten Lebenswirklichkeit des Menschen ausgesprochen ist, es hat seinen Ursprung in der Souveränität des göttlichen Ja. „Die Herrlichkeit des Herrn wird offenbar werden, und alles Fleisch wird sehen das Heil Gottes.“ (Jes. 40, 5). — „Die Augen des Herrn sind erhaben, der Mensch aber ist niedrig. Und es wird erniedrigt werden das Erhabene der Menschen und wird erhaben sein der Herr allein an jenem Tage.“ (Jes. 2, 11 LXX.) Jesaja läßt uns nicht im Zweifel, daß er dies nicht als Untergang des Menschen in die Nacht eines Nirwana versteht, sondern als Neuschöpfung; „das Volk, das in der Finsternis wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die in unnachtetem Lande wohnen, glänzt ein Licht auf.“ (Jes. 9, 1). ²⁾ Jenseits der bezaubernden Fülle unserer Lebenswirklichkeit fließt die Quelle des Lebens, in unüberbrückbarer Distanz steht der Schöpfer über dem Reichtum der Schöpfung, erhebt sich der Heilige Israels über alle Menschen-gerechtigkeit und Menschenkunst, über alle Bewegtheit menschlichen Geisteslebens. In die Schranken gewiesen ist alle religiöse Zubringlichkeit, aller religiöse Übermut des Menschen. „Alle Welt fürchte den Herrn!“ (Ps. 33, 8). „Fürchtet den Herrn alle seine Heiligen!“ (Ps. 34, 10). Keine die Distanzen verrückenden Vorwegnahmen durch den Taumelgeist einer schwelenden religiösen Inbrunst sind auf diesem Boden möglich. „Der allein Unsterblichkeit hat, er wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann; kein Mensch sah ihn, noch kann er ihn sehen.“ (1. Tim. 6, 16). „Fürwahr du bist ein verborgener Gott!“ (Jes. 45, 15). Und gerade darum von dort her das einzige Heil, die einzige entscheidende ganze durchgreifende Hilfe! Gerade darum: aus dem Jenseits aller, auch der verklärtesten, versittlichtesten, religiösesten und deshalb auch illusionenreichsten Weltwirklichkeit die Erlösung, die keine ktisis [die neue Schöpfung, der neue Mensch, die neue Kreatur], die messianische Menschheit, die Auferstehung von den Toten! — Unmöglich, verlogene Illusion, gottlose Hybris die ganze breitspurige Eigengewichtigkeit von uns Menschen in unserer religiösen, sittlichen, kirchlichen Ge-

²⁾ Wir erlauben uns mit Duhm die Stelle als jesajanisch anzusprechen.

rechtigkeit, in unseren idealistischen Unternehmungen, in unserer Gläubigkeit und der Intensität unseres religiösen Lebens, in unsern sichern idealistischen und sozialistischen, lebensreformerischen und anthroposophischen Anpreisungen, in unserem vernünftigen pastoralen Auswirken des Göttlichen! „Die Augen des Herrn sehen auf die, die ihn fürchten, die auf sein Erbarmen hoffen.“ (Ps. 33, 18). ho dikaios ek pisteos mou zesejai [Übersetzung folgt im Text]. (Hab. 2, 4 LXX.) Auch der „Gerechte“ wird leben allein aus Gottes Treue. „Bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ (Ps. 36, 10). (. . . opsoetha . . . gibst) die LXX den eschatologischen Sinn des wahrhaft nicht nur als religiös-ästhetische Plerophorie gemeinten Psalmwortes wieder.) Von dort her die Erfüllung dessen, was als göttliche Meinung hinter unserem besten Wollen steht. Von dort her das wirkungskräftige Wahrwerden dessen, wovon all unser frommes und unfrommes, kluges und unkluges Reden und Lehren, Predigen und Verkündigen ein hilfloses Stammeln ist. Hinweis auf die die Entscheidung herbeiführende, verheißungsvolle göttliche Möglichkeit ist die Haltung der biblischen Menschen, von der vorgeschichtlichen Gestalt Abrahams bis zum nachapostolischen Verfasser des zweiten Petrusbriefes. Eschatologie, Lehre von den letzten Dingen ist der Inhalt der Bibel, von der Genesis bis zur Apokalypse.

Darum zielt die Bußpredigt eines Jeremia anderswohin als der moralisch-kirchliche Reformeifer seiner deuteronomistischen Zeitgenossen. Hier handelt es sich nicht um Veränderungen auf dem alten Boden mit seinen Möglichkeiten; hier ist die göttliche Möglichkeit ins Auge gefaßt, hier wird gerungen um die Aufgeschlossenheit eines Volkes für die unerhörte Neugestaltung der Dinge, wie sie von göttlichen Voraussetzungen aus geschehen will. „Propheten wie Priester verüben allesamt Lug und Trug. Den Schaden meines Volkes aber möchten sie auf schnellfertige Weise heilen, indem sie rufen: Heil! Heil! Aber wo ist Heil?“ (Jer. 6, 13. 14). „Wie dürft ihr sprechen: Weise sind wir und verfügen über das Gesetz des Herrn! — Jawohl! in Lüge hat es verwandelt der Lügengriffel der Schriftgelehrten. . . Das Wort des Herrn haben sie verworfen: was für die Weisheit bleibt ihnen da?“ (8, 8. 9). „Wandelt wohl ein Mohr seine Haut und ein Pardel seine Flecken? So könntet auch ihr gut handeln, die ihr gewohnt seid, Böses zu tun.“ (13, 23). „Ja wolltest du dich auch mit Laugensalz waschen und viel Seife an dich wenden, schmutzig bleibt doch deine Missetat vor mir!“ (2, 22). Und darum: „pflüget ein Neues und säet nicht in Dornen hinein!“ (4, 3). Sollte etwa die melanoia [radikales Umsinnen, Umdenken, radikale Neuorientierung] des Neuen Testaments hinter dieser Linie zurückbleiben? Sollte mit ihr ein weniger radikales Umdenken, eine weniger radikale Neuorientierung gemeint sein, da wo jedes Wort, jedes Geschehen unter dem Zeichen der nahegerückten Königsherrschaft Gottes steht?! Oder gibt es eine völligere

Negation alles Gegebenen, aller Reiche der Welt und ihrer Herrlichkeit, aller sittlichen Wirklichkeit, aller moralischen, kirchlichen, religiösen Eigenwichtigkeit des Menschen, als was schon die vier ersten Seligpreisungen mit unmißverständlicher Deutlichkeit besagen: Selig die „Armen im Geist“, die „Demütigen“, die „Leidtragenden“, die „nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden!“ Zu unserm Schaden sind alle Versuche, diese enge Pforte doch wieder erweitern, das Ja der Botschaft Jesu uns unter Umgehung dieses durchdringenden Nein erschleichen zu wollen. Vor der Auferstehung steht das Kreuz, die Hingabe des Menschensohnes in den Tod. „Wenn das am grünen Holz geschieht, was wird am dürren werden!“ (Lk. 23,31).

Das göttliche Nein ist aber manifest geworden über unsere Welt, indem das göttliche Ja begonnen hat, wirkungskräftig in sein Recht zu treten. Es hat ein Geschehen eingesetzt, das unter jenseitigem Vorzeichen, unter dem Zeichen der göttlichen Neuschöpfung steht. Welterlösende Gottesgeschichte, der hinter aller Welt- und Geistesgeschichte ans Licht hervordrängende göttliche Sinn, die [dynamis tes anastaseos] [die Kraft des Aufbruchs, der Auferstehung] leuchtet transparent hervor aus der Tat und dem Wort Jesu. Letzte Dinge haben begonnen sich zu ereignen. Letzte Wahrheit hat begonnen zur Aussprache zu kommen. Über dem Jammer unserer Welt leuchtet nun das zu neuem Leben rufende Schöpfungswort von der Vergebung der Sünden. „Die Königsherrschaft Gottes ist nahegerückt.“ (Matth. 4, 17). „Siehe Ich mache alles neu.“ (Apoc. 21, 5).

Noch einmal fragen wir mit den Leuten, die in Jerusalem die Rede des Petrus gehört hatten: „Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun?“ Denn nach wie vor und nun erst recht im Lichte biblischer Erkenntnis sind wir berufen zum Tun des Guten, zur Erfüllung des göttlichen Willens. *Tua res agitur!* [um d e i n e Sache handelt es sich]. Wir sind nicht Zuschauer, sondern so oder so aktiv Mitbeteiligte. So oder so fallen beständig Entscheidungen auf unserer Seite — wir mögen noch so sehr wie Schlafwandler unser Leben verbringen. Unser Leben ist Handlung. Woher ist diese bestimmt? Abgebrochen sind die Brücken, die zurückführen könnten zum gerühmten selbstgefälligen in sich selbst schwingenden Gebaren des friedlichen Pfahlbürgers. In allen weltlichen und religiösen Schlupfwinkeln, in denen wirs uns möchten wohlsein lassen in irgend einer erfreulichen, nützlichen Tätigkeit, bedrängt durch die Frage nach dem wirklich Guten, Heilsamen, nach dem umfassend, durchgreifend, Leben schaffenden Göttlichen, sind wir aufmerksam geworden auf die erschreckende Problematik des Lebens. Es wurde uns zuteil *dia nomou epignosis hamartias* (Röm. 3, 20) [durch das Gesetz die Erkenntnis der Sünde]. Selbst unserer muntern Tätigkeit im Dienste Gottes und der Menschen — und gerade ihr! — tönte ein „Halt“ entgegen. Wir sind gestellt in unserem Lauf. Nicht die Bosheit der Welt,

sondern Gott ist uns in den Weg getreten. Wir mußten aufmerksam werden auf die erschreckende Distanz, die unser Beginnen von seinem Werk trennt. Wir gewahren, wie unser bestes Tun durch einen Abgrund geschieden ist von dem, was wirklich Hilfe bringt. Wir können nicht mehr unsere religiösen, moralischen Meinungen, Pläne, Vorstöße und Bewegungen mit dem göttlichen Heil verwechseln. Unser Dienst an den Menschen — ist damit Gott gedient? und unser Dienst Gottes — dient er nicht mehr dem Gotte dieser Welt? Ein Wahn darum auch der Glaube an eine naturhafte Entwicklung des Menschlichen ins Göttliche hinein. Kann Torheit, so lange sie nicht sich selbst aufgibt und ihrem Gegensaße weicht, sich zu etwas anderem entwickeln als zu vollendeter Torheit? Nun sind wir aber zu einem Leben im Guten berufen, das nur in dem „Ganz Andern“ der Königsherrschaft Gottes seine Erfüllung findet.

Wir kennen die Antwort, die Petrus auf jene Frage dort gegeben hat: kein Vielerlei ethischer Anweisungen, noch weniger ein beruhigendes kirchliches Rezept, sondern was, mit diesen oder andern Worten, darauf einzig gesagt werden kann: „Rehret um, und lasse sich ein jeder von euch taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden, und ihr werdet empfangen die Gabe des heiligen Geistes. Denn euer und eurer Kinder ist die Verheißung und allen in die Ferne hinaus, wie viele der Herr unser Gott herzurufen wird.“ (Apg. 2, 38. 39). Kann etwas anderes geschehen bei uns, als daß wir uns bewegen lassen von der aus dem Jenseits all unseres Wesens aufleuchtenden Verheißung und Hoffnung, daß wir unserer getrübt und abgeleiteten Wahrheiten überdrüssig uns der Quelle und dem Ursprung der lebensschaffenden einen Wahrheit zuwenden, daß wir, so fern wir uns jetzt mit unserm Treiben sehen von der lebensschaffenden Macht Gottes, ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit unserem ganzen Denken, (dianoias) mit unserer ganzen Kraft“ (Mc. 12, 30), daß wir ihn suchen, sein Heil, die Erlösung und Neuschöpfung, die von ihm her kommt und die in Christus eröffnet ist! Ist noch eine andere Haltung möglich als, der ganzen Tatsächlichkeit unserer Weltwirklichkeit zum Trotz, glaubensvolles Eingehen auf das in Christus durchleuchtende Reich der Vollendung! *dos moi pousto* [weise mir meinen Standort an]: Im Jenseits unserer ganzen sittlichen Wirklichkeit, im Jenseits unseres kräftigen oder unkräftigen religiösen Innenlebens, in der Realität der göttlichen Verheißung ist unser archimedischer Standort gegeben.

Und von da her nun alle Einstellung zum Leben, zur Welt! Von da her die Bestimmung unserer Aufgabe in der Gegenwart! Und das heißt vor allem: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebr. 13, 14). Unsere Stellung in der Welt kann nur eine grundsätzlich revolutionäre sein gegenüber allem Bestehenden, gegenüber allen weltlichen und geistlichen Mächten und Gewalten, gegenüber Ge-

sellschaft, Kultur, Wirtschaftsordnung, Staat, Partei, Kirche und welches die geistigen Mächte des aion houtos [dieser Zeitabschnitt] sein mögen, in die hineingestellt wir uns hier vorfinden. Unsere Stellung wird aber zugleich gekennzeichnet sein durch eine ebenso grundsätzliche Aufgeschlossenheit für alle, auch scheinbar noch so fern abliegende verheißungsvolle Bewegtheit, die, über sich selbst hinausdeutend, sich in dieser Welt der Relativität zeigt. Wir müssen mit Jesaja und Jeremia ein kompromißloses Nein haben für alles Gözentum, das sich in Eigenwichtigkeit und Selbstherrlichkeit Gott in den Weg stellen will, und dürfen doch offenen Sinnes und mit freundlicher Geduld, mit den wahrhaftig nicht unkritischen Augen Platons, in der bunten Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens die nirgends ganz abgebrochene Beziehung zu ihrem göttlichen Ursprung und ihrem göttlichen Ziel sehen und aufdecken. Unser Tun wird destruktiv sein müssen, unterhöhrend: es müssen mächtige Tempel des Fürsten dieser Welt abgebrochen werden; aber wir werden „das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen.“ (Matth. 12, 20). Unsere Aufgabe in der Gegenwart muß stehen im Zeichen der großen Gottestat, die noch an unserer Welt geschehen will, im Zeichen des umfassenden Heiles, um das wir wissen; aber wir werden dies nicht als Freibrief zu großzügiger Lieberlichkeit im Nächstliegenden, Kleinen, in den trivialen Zonen des Lebens betrachten. Zerbrechen muß unser eitles Wohlgefallen an unserer „Treue im Kleinen“, in Erkenntnis der großen Not, von der wir umfassen, und des noch größeren Heiles, zu dem wir berufen sind, und dem auch unser Tun den Weg bereiten soll. Aber wir können nicht vergessen, daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, in bezug auf die Totalität des Lebens, und daß auch Trivium und Quadrivium Anteil haben müssen an dem Lichte der hohen Schule des Lebens, auf die sie hinweisen. — Bewegt und in Atem gehalten durch die Furcht des Herrn, beunruhigt und angetrieben durch das „Ganz Andere“ der basileia tou theou [Königsherrschaft Gottes], gewinnen wir in Erkenntnis der Gebrochenheit und Relativität all unseres Tuns die Freiheit, das von der Not der Stunde, von den Bedürfnissen der Lage Geforderte zu vollbringen: Abbruch und Aufbau, beides mit gedämpfter Stimme, in nüchternster Sachlichkeit, ohne Illusionen, mit dem Humor des Einäugigen, der unter Blinden König ist — wenn damit nicht schon zu viel gesagt ist! Von daher auch die Freiheit zu einer humorvoll gelassenen Behandlung der vorläufig wenig der Besserung fähigen Mächte und Gewalten: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist...“ (Matth. 22, 21). Im übrigen geht unser Sinn auf gründlichste Revolutionierung auch der res publica.

Denn wir sind berufen Barmherzigkeit zu üben (Matth. 5, 7) und mit aufrichtigem Herzen — (katharoi te kardia Matth. 5, 8) dem Unheil der Welt Abbruch zu tun — nicht als hochgemute Weltrichter und Welterlöser, sondern als nach der Gerechtigkeit Hungernde und Dür-

stende. Wir sind aufgerufen zum Angriff gegen unsere Welt. Es ist eine für alles Bestehende gefährliche, revolutionäre Parole: makarioi hoi eirenopoioi. — „Selig, die da Heil schaffen!“ (Matth. 5, 9). Für uns selbst freilich am gefährlichsten! Denn wir sind die Ersten, die durch sie in unserem ganzen Bestand, in unserem ganzen Tun in Frage gestellt und gerichtet sind. Und doch, unserem Handeln ist damit die fruchtbare, den Rahmen alles Gegebenen sprengende eschatologische Zielsetzung vor Augen gestellt. Das Jenseits wird zur Sprengkraft des Diesseits. Unsere Gegenwartsaufgabe ist unser Vollendungsglaube. Beide sind in dem einen beschlossen: „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnt.“ (2. Petr. 3, 13).

Spannung.

Von Emil Blum.

Viel ist heute in unseren Kreisen von Spannung die Rede. Wir meinen nicht Spannungen unter Freunden. Wir meinen die andere Spannung. Spannung zwischen des Einzelnen Seele und Gottes Willen. Und solche Spannung ist stark da. Es wird von ihm nicht nur geschwächt, sondern sie wird — freue Dich oh Christenheit — neu empfunden. Das wissen wir.

Ausgangspunkt ist — Ekel am hergebrachten Christentum. Kierkegaards Angriff auf die Christenheit hat seine Wirkung in der Gegenwart. Wenn wir zusehen, „was man so einen Christen nennt“, so wird uns beinahe übel. Es wird uns „ungefähr wie einem, der einen üblen Geschmack im Munde, eine belegte Zunge, bisweilen einen Schüttelfrost hat“. „Nimm ein Brechmittel“, sagt Kierkegaard. Drüben über der Straße leuchtet jederzeit das neue Schild des Herrn Lederhändler Gutknecht, eines angesehenen Mitgliedes der freien Kirchengemeinde unseres Ortes; und ich weiß, wie fein Herr Gutknecht seine Angehörigen um das Erbe eines verstorbenen Verwandten geprellt hat. Und in die „Stunde“ geht die Bäckersfrau von nebenan, die zu wenig Geld herausgibt, wenn sie so unschuldige Köpfchen von Kindern vor ihrem Ladentisch stehen hat, die gegen die Falschheit der Erwachsenen noch nicht gewappnet sind. „Nimm ein Brechmittel!“ — Es ist unserer Zeit das Verständnis ausgegangen, daß nicht alle, die zu Jesus Herr sagen, in das Himmelreich eingehen, sondern die den Willen tun seines Vaters im Himmel. Das Tun entscheidet. Dein Tun nach Gottes Wille ist der feste Fels, auf dem dein Lebensgebäude nur stehen kann, wenn es nicht dereinst einen großen Fall tun soll. Christus ist der Weg, den wir beschreiten müssen. Seine Worte sind kein frommer Humbug, wie manche „Andachten“, sondern sie sind Wahrheit. Denn Er ist das Leben. Er das Leben. Und nur dann

dürfen wir uns zu seiner Gemeinde zählen, wenn wir in unserm Leben sein Leben leuchten lassen. Im täglichen Leben.

Nehmen wir Christus ernst, so tragen wir in uns Sprengstoff. Das Christentum ist die „stille Revolution“. Es kann dabei auch einmal Staub aufgewirbelt werden. Glaube, Glaube an Christus kann dich aus all deinen Stellungen im Leben heraus sprengen. Es muß nicht sein; du kannst zunächst in allen Berufen für ihn zeugen und ihm dienen. Aber du hast nie die Ruhe der Sicherheit. Heute bist du unbehelligt und morgen kannst du zu schwerem Kampfe gerufen sein, der dich aus deiner Stellung herausprengt. Verhält sich doch diese Welt zu Ihm wie Wasser zu Feuer. Da ist kein Friede. Wehe dir, wenn du allen lieb Kind bleiben solltest! Ich weiß einen vornehmen Herrn, welcher der Verwaltungsbehörde einer großen Bank angehörte. Er wurde krank daran und mußte den Beruf aufgeben. „Wäre ich allein gewesen und hätte ich für mich allein entscheiden müssen, es wäre leicht gewesen. Die Entscheidungen hätten immer geheißt: „Opfer“. Doch ich stand doch nicht allein. Ich war Männern gegenüber verantwortlich, die nicht auf dem Boden des Opfers stehen. Ich mußte weg.“ So sprach der gequälte Mann. Dürfen Verkäufer immer ehrlich sein und den Kunden auf alle Fragen die volle Wahrheit eingestehen? Wie mancher Pfarrer hat den schweren Kampf nicht zu führen vermocht. Kampf gegen zähe Heuchelei seiner Kirchenräte; keine raffinierte Heuchelei, o nein, nur die Selbstverständlichkeit praktischen Unglaubens verbunden mit kirchlichen Ämtern. Wie mancher Pfarrer hat die Spannungen, in die das Evangelium ihn mit den großen Herren seines Ortes, mit der offiziellen Gesellschaft brachte, nicht voll ertragen können. Ist resigniert geworden und hat die Schärfe der göttlichen Forderung in seiner Verkündigung nicht aufrecht erhalten. Das Wort Gottes bringt uns in die schärfste Spannung mit der Welt. Und wir sind schwach. Es fällt uns so schwer, Vater, Mutter und das eigene Leben nach dem Worte Jesu „zu hassen“. Es ist so schwer durch die Taufe auf des Christus Tod mit Ihm begraben zu sein. Wir können uns nicht ersäufen lassen. Wir leisten Widerstand gegen Gott, der uns ganz untertauchen möchte. Wir sind ja selber ein Stücklein der Welt, und das will sich nicht hinrichten lassen. So geht die Spannung zwischen uns und der Welt über in eine Spannung zwischen Gott und uns. Das ist das Elend, in das uns der Ernst geführt hat, mit dem wir an das Evangelium herangetreten sind. „Schrecklich ist's in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“ Das ist unser Jammer.

Viele sind in die stille Verzweiflung hineingeraten. Und die Stille, die furchtbare Spannung hat sich in einem Schuß entladen. Selbstmörder sind Gott weggelaufen, weil sie die Schrecknis nicht länger ertragen konnten. — —

Wir Menschen sind töricht. Wir nehmen unser eigenes Persönchen zu wichtig. Die Tragik unseres Daseins läßt uns vergessen, daß wir in

unferm Leben wie Gras sind; eine blühende Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber weht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Verzweifle doch nicht! Du Häuflein Staub! Denn die Tragik steht dem Staube schlecht an. Deine Sünde ist unendlich wichtig für dich. Aber sie ist nicht wichtig für Gott. Und für dich ist nichts gewonnen, wenn du in der Verzweiflung dich selbst vernichtest. Es kann ja einer sich selbst vernichtet haben, ohne gerade den letzten Schritt aus dem Leben heraus getan zu haben. Gottes Ewigkeit spottet unser. Darum lasset uns froh werden, auch wo wir schuldig sind! Gewiß spottet er auch unserer Sünde. Nein, nicht spottet der Vater. Er lächelt, weil er alles, alles versteht. Das Lächeln der Liebe, das wie heller Sonnenschein uns umflutet. — Du verstehst nicht, wie die Sünde für uns unendliche Bedeutung haben kann, ohne daß sie für Gott von Wichtigkeit ist? Nun, ich will eine andere Sprache reden. Der Satz verlangt seine Erläuterung:

Da lebte einst in einer Stadt eine große Familie. Und eines der Kinder, Gretlein, das 8jährige Töchterchen, hatte sich vergangen, wie Kinder sich vergehen können. Vom Geld, das ihr für allerlei Besorgungen gegeben war, hatte sie für Schleckereien unterschlagen und nachher die Schuld auf den Bruder zu schieben verstanden. Der Bruder war hart dafür bestraft worden. Und nun kam alles an den Tag. Welche Angst litt das 8jährige Gretlein. Es war in völliger Kinderverzweiflung. Angst vor der Strafe, Angst vor dem Bruder, den es hatte strafen lassen, Angst vor allen den Geschwistern. Und der Vater... Da lief das Kind in Verzweiflung heimlich aus dem Haus, lief fort durch viele fremde Straßen, bis der Abend kam und es ganz dunkel wurde. Bitterlich weinte es. Bis sich eine freundliche Frau seiner annahm, fragte, was ihm fehle, warum es weine, wem es gehöre. Schwer war es, aus dem Kinde klare Antworten heraus zu holen. Schließlich stand eine Schar von Leuten um das Mädchen und die Frau herum. Man brachte Gretlein auf den nächsten Polizeiposten. Dort schief es auf einem großen Bette ein. Und als es erwachte, stand der Vater bei ihm; es wußte gar nicht, wo es war und was denn geschehen sei. Langsam kehrte die Erinnerung zurück und wieder vergoß es viele Tränen. Der Vater hat Gretlein dann heimgeführt. Und zu Hause so lieb mit ihr gesprochen. Das Kind auf seinen Schoß gesetzt und ihm mit der Hand leise das Haupt gestreichelt. Es war eine lange Unterredung. Und der Vater sagte: „Ja, das war sehr böse von dir, sehr böse.“ Ganz ernst sagte er es. Und dabei spürte Gretlein, daß des Vaters Ernst nicht das Letzte war, das er hätte sagen können. Dahinter fühlte es noch etwas anderes. Eine warme gute Liebe des Vaters, der selber sein böses Kind aus dem Polizeiamt herausgeholt hatte. Und diese Liebe, die es hinter allem fühlte, war ihm ein großes Glück. Seither war es dem Kinde, als ob es ein seliges Geheimnis gespürt hätte. Wir wissen besser als das Kind, worin das Geheimnis bestand. Es war das Gefühl, von des Vaters Liebe getragen zu sein, auch wenn der Vater wieder einmal schalt und es sich

vor ihm sehr fürchten mußte. Eine so große stille unausgesprochene Liebe, daß es nie wieder in Versuchung geriet aus des Vaters Haus wegzulaufen. Ohne daß das Kind es klar gewußt hätte, empfand es sicher, daß all die Dummheiten, die es je begehen konnte, an die Liebe des Vaters nicht heranreichten. Daß der Vater eigentlich immer doch heimlich lächelte. Selbst wenn er streng war.

Gretlein hat sich seither nicht mehr so ernst genommen, daß es verzweifelte. Es war gewiß, der Vater werde ihm schließlich verzeihen. Seither war das ja sein seliges Geheimnis. War es darum weniger folgsam als früher? Nein. Denn nun hat es den Vater in ungleich stärkerem Maße ernst genommen als vorher. Es war eigentlich alles geblieben wie früher. Und es war doch alles etwas anders geworden. Gretlein gab sich seither mehr Mühe dem Vater eine Freude zu bereiten; denn es war ihm selbst eine Freude, wenn es spürte, daß Vater mit ihm zufrieden war. Gelegentlich konnte es immer noch ungehorsam sein. Gretlein wäre sonst kein rechtes Kind gewesen. Aber es verzweifelte nie mehr wie damals. Hatte es ein schlechtes Gewissen, so war es seither weniger Angst und Verzweiflung als vielmehr Scham und heiße Reue.

Wir sind am Ende. Wir verstehen uns.

Also gilt es nicht mehr, daß wir unbedingt den Willen Gottes tun? — Doch! Wie ein Kind einem vollendeten Vater, der alles Vertrauen verdient, unbedingt zu gehorchen hat. Das Christentum verlangt unbedingt Gehorsam. Nicht das Christentum, Gott verlangt ihn. Und Christus hat uns Gott offenbart. Aber wir verzweifeln nicht, wenn zwischen dem unbedingt geltenden Willen Gottes und uns eine Spannung da ist. Denn wir dürfen uns der vergehenden Gnade Gottes getrösten. „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. Denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind.“

Solange wir unserer Schwäche wegen der Vergebung bedürfen, ist die Spannung nicht aufgehoben. Davon ist nicht die Rede. Sonst hätten wir „die Gnade Gottes auf Mutwillen gezogen“. „Sollen wir sündigen, die weil wir nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sind? Das sei ferne!“ Die Spannung bleibt. Wir sehen sie nicht mehr im Zeichen der Verzweiflung zum Tode, sondern im Zeichen der heilsamen Reue. Dabei merke: Die Botschaft von der Gnade Gottes wird erst ernst verstanden, wo die von Gott ergehende Forderung ernst genommen ist. Das hat gerade Kierkegaard gesagt.

Reue bedeutet ein doppelspuriges Verhältnis zu Gott. Im heiligen Stande der Reue hörst du das Gericht Gottes über dein arges Herz und darin vernimmst du die Botschaft seiner ewigen Liebe. Und weil Du in diesem doppelspurigen Verhältnis zu Gott stehst, hüte dich vor der Schärfe in deinem Angriff auf die Christenheit. Wer bist du, der du einen andern richtest? Irgendwie stehst du doch da wie der Pfarrer, welcher resigniert

in seiner Gemeinde steht. Irgendwie bist du doch mit Herrn Lederhändler Gutmacht verwandt. Du zählst dich zur Christenheit, bist vielleicht darin ein angesehenes Glied — und bedarfst der Vergebung!

Heißt die Bescheidenheit, welche sich zu Herrn Lederhändler Gutmacht hinzuzählt, „Allerweltschristentum“? Gar nicht! Denn unter Allerweltschristentum verstehen wir eine Art Frömmigkeit, die keine ist. Eine Frömmigkeit, die Gottes Wort nicht ernst nimmt. Die eigentlich sich um Gott nicht kümmert. Darum auch keine Spannung spürt. Deine Frömmigkeit aber steht im Stande der Reue. Und wir setzen uns darum mit Lederhändler Gutmacht und andern Kirchen- und Sektenschriften auf eine Bank — weil wir nicht wissen, ob ihre Frömmigkeit nicht vielleicht doch auch heimlich im Zeichen der Reue steht. Wer weiß denn, ob nicht auch hier und dort, wo einer es kaum je vermutete, leise heimliche Reue bohrt? Wir sind nicht Richter. Dürfen nicht alle Welt zum „Allerweltschristentum“ rechnen.

Schaue auf dich allein. Vergiß, was dahinten ist, und strecke dich zu dem, das da vorne ist — und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Daß auch du Barmherzigkeit erlangest von dem Herrn, treu zu sein.

Eine Pfingstrede auf Schloß Elmau.

Von Johannes Müller.

Wir feiern heute Pfingsten. Gestern fragte mich jemand, was für Gefühle man eigentlich an Pfingsten aufbringen müßte. Ich antwortete: Gar keine. Und wahrhaftig, mir liegt viel mehr daran, daß Ihnen Gefühle vergehen, als daß Sie welche aufbringen. Die Gefühle sind der Duft unseres inneren Lebens und deshalb ein Symptom, wie es damit steht, wie wir leben. Insofern sind sie von großer Bedeutung. Aber gerade deswegen soll man keine Gefühle in sich oder in anderen hervorrufen wollen. Das sind künstliche Machenschaften, die außerordentlich gefährlich sind. Jeder soll so duften, wie er kann, aber keinen Duft erzeugen wollen. Es ist sehr bedenklich, wenn Menschen sich parfümieren müssen. Die Frage war gewiß nicht ganz ernst gemeint. Ich hörte einen leisen Spott hindurch, und dieser Spott ist berechtigt. Er ist berechtigt gegenüber der Art, wie wir Abendländer unsere Feste feiern. Das ist mir schon seit meiner Jugend immer im höchsten Grade verdächtig und zuwider gewesen, weil dabei schließlich alles darauf hinausläuft, bestimmte besondere Gefühle hervorzurufen und zu steigern, Weihnachts-, Oster- und Pfingstgefühle. Aber es gilt das nicht bloß von den religiösen Festen, sondern wenn wir unser modernes Leben ansehen, finden wir überall in Haus und Familie, in Schule und Vereinen, in Stadt und Land alle möglichen Veranstaltungen mit Gefühlsregungen. Das ist in unserer Zeit sehr begreiflich,

denn je schlechter das Leben riecht, um so mehr hat man das Bedürfnis, es zu parfümieren. Aber Sie befinden sich im Irrtum, wenn Sie glauben, daß es in Elmau etwas Derartiges gibt. Hier wird im Gegentheil alles auf das Peinlichste vermieden, was irgendwie besondere Gefühle erregen, Stimmung erzeugen, Begeisterung erwecken könnte. Am allerwenigsten aber soll hier etwas Derartiges zu Pfingsten geschehen. Denn Pfingsten ist viel weniger ein Fest als vielmehr eine tiefernste Gelegenheit zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung. So erlebe ich es immer und immer wieder. Und da diese Lage bis jetzt jedes Jahr dieselbe geblieben ist, ist es wirklich ein Tag, an dem uns eigentlich alle Gefühle vergehen müßten über dem Zustand, in dem wir uns immer noch befinden, ein Tag der Ernüchterung, der Entgeisterung, der Erschütterung.

Pfingsten erinnert uns an die Ausgießung des heiligen Geistes, an jenes ganz besondere außerordentliche Ereignis, das uns in beinahe mythischer Gestalt überliefert ist, aber doch auf das Deutlichste den echten historischen Kern erkennen läßt, an den Tag, wo über die Jünger Jesu, die ihrem entschwundenen Herrn nachdachten, mit Urgewalt ein Geist kam, der sie erfüllte und nicht mehr verließ, der das Element ihres Lebens wurde, eine neue Blut vom Himmel, die sie entflammete und durchwaltete, die sie zu ganz neuen Menschen machte. Das ist das Pfingstereignis. Die Jünger waren nachher andere, als sie vorher waren. Wenn wir daran denken, wie die Jünger während ihres Wandels mit Jesus, bei seinem Tod und nach seiner Auferstehung sich verhielten, so bekommen wir den Eindruck von äußerst unzulänglichen und unfähigen Menschen, unbedeutend, unvermögend, absolut abhängig von Jesus. Immer und immer wieder fragt man sich: haben sie ihn überhaupt verstanden, konnten sie auch nur etwas davon ins Leben umsetzen, was sie von ihm hörten? Man staunt immer wieder, daß sich Jesus so viel mit diesen Menschen abgab und erwarten konnte, daß sie einmal weiterführen würden, was er begann. Aber nach der Ausgießung des Geistes waren sie auf einmal alle ganz verwandelt: selbständige, starke, freie Persönlichkeiten, innerlich gewiß und entschlossen, lebendig und genial, voll Energie und Blut eines Lebens, das nicht von dieser Welt ist, die mit Vollmacht verkündeten, was geschehen war, und in die Welt wanderten, um das Evangelium Jesu durch die Völker zu tragen, in fremde Länder und Kulturen, unter Gebildete und Ungebildete, und durch diese bloße Verkündigung etwas hervorriefen, was es bis dahin überhaupt noch nicht gegeben hatte: Gemeinden von Menschen eines neuen Seins und Lebens, in denen derselbe Geist waltete, der sie erfüllte.

Wir verstehen das nur richtig — und nur bei diesem Verstehen ist die Wandlung zu begreifen —, wenn wir uns ganz klar darüber sind, daß es sich dabei nicht um eine Begeisterung für eine Idee oder um einen eschatologischen Enthusiasmus oder um eine mystische Verzückerung und andere Möglichkeiten von Ekstase handelte. Solche Begeisterung war schon

vorher da, z. B. bei dem Einzug Jesu in Jerusalem, wo sie riefen: „Hosiannah dem Sohne Davids, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Und Begeisterung haben wir immer in der Welt gehabt, vor und nach Jesus, mehr als genug, auch Enthusiasmus und geradezu fanatische Ekstase. Aber mag das alles noch so religiös in seinem Wesen und Gehalt, in seinem Ursprung und seinen Zielen sein, so ist das doch niemals und in gar keiner Weise heiliger Geist. Und ebensowenig war es eine neue Gesinnung, in der sich die Jünger etwa damals gefunden hätten. Ihren Sinn hatten die Jünger längst geändert, wenn sie auch gelegentlich noch manchmal menschlich und nicht göttlich dachten. Heiliger Geist ist etwas ganz anderes als jede eigentümliche Verfassung unseres Geistes, die möglich und denkbar ist. Denn heiliger Geist ist der Geist Gottes, der den Menschen gegeben wird. Er ist ein neues wesenhaftes Element im Menschen göttlichen Ursprungs, göttlicher Art, ja wir können sagen: göttlichen Lebens, das sich in ihm schöpferisch offenbart, das in ihm wirkt und waltet, das ihn umwandelt, indem es in ihm lebt, das ihn ganz un mittelbar trägt, führt, klärt, bestimmt, treibt, verfaßt, erleuchtet und durchglüht, das ihm einen absolut festen Boden unter den Füßen gibt und eine neue Quelle für alle Lebensäußerungen. Heiliger Geist ist also etwas grund- und ganz anderes als jede Begeisterung, als jeder Gefühls-überschwang, als jeder Energieausbruch.

Der heilige Geist ist nicht ein subjektives Element unseres Wesens, sondern ein objektives Element in uns: Geist Gottes in den Menschen. Das ist es, was das Christentum, wenn wir einmal vorläufig diesen Ausdruck gebrauchen wollen, von allen Religionen unterscheidet und über sie hinaus in eine ganz neue Sphäre erhebt. Alle Religionen sind schließlich nichts anderes als Äußerungen und Befriedigungen der menschlichen Sehnsucht nach Gott. Aus dieser Sehnsucht heraus sind sie entstanden. Man kann dabei unterscheiden zwischen den Naturreligionen, die aus der Sehnsucht nach Gott hervorgingen, wie der Dunst aus den Wiesen aufsteigt, und den positiven Religionen, die von einer Persönlichkeit begründet wurden auf Grund irgendwelcher besonderen religiösen persönlichen Ergriffenheit, die gewiß nicht nur eine subjektive Steigerung ihres inneren Lebens war, sondern ein Hereinwirken Gottes des Lebendigen in einen Menschen, durch den er dann wirklich redete. Die Lichtwellen und Lebenswogen, die von solchen Menschen ausgingen, wurden für Millionen eine Bertröstung auf Gott den Lebendigen, ein Antrieb, die Wahrheit zu suchen, eine Erquickung ihres Lebensgefühls, eine Weisung für ihr Tun und Verhalten.

Aber etwas ganz anderes ist das, was die Jünger Pfingsten erlebten. Es war etwas ganz anderes als das Ergriffenwerden eines Menschen oder mehrerer von Gott, etwas anderes als die Offenbarungen Gottes, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern erlebt worden sind. Solche kannten ja auch schon die Jünger zu Lebzeiten Jesu. Als z. B. Petrus sich zu

Jesus bekannte: „Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes“, antwortete ihm Jesus: „Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel“. Hier lag also wirklich eine Offenbarung Gottes an Petrus vor, und es war gewiß nicht die einzige, die die Jünger erlebten. Aber etwas anderes ist es, Gott spüren, hier und da von ihm ergriffen werden, seiner Führung folgen und aussprechen, was er einem sagt, und — von seinem Geiste erfüllt werden. Das ist ein ganz neuer Zustand des persönlichen Seins und Lebens. Das ist eine neue Konstitution des menschlichen Wesens und eine neue Art Leben, die daraus hervorgeht. Das ist heiliger Geist. Nicht der Inhalt der Verkündigung Jesu hebt das, was er den Menschen brachte, wesentlich über alle Religionen hinaus, wenn auch schon meines Erachtens die Verkündigung des Reiches Gottes, das auf die Erde kommt, etwas Einzigartiges ist, ein Erfüllen dessen, worauf alle Religionen nur Sehnsüchte und Verheißungen sind, sondern allein die Ausgießung des heiligen Geistes. Denn das ist die Verwirklichung der Verkündigung: das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Das ist ein göttliches Wesenselement, also im höchsten Sinne und Grade etwas absolut Objektives als neue Grundlage der Menschheit, ihrer Natur und Geschichte, ihres Seins und Lebens. Wo das eintritt und geschieht, da hört Religion auf, weil damit die Sehnsucht, aus der sie stammt, erfüllt wird, da wird Reich Gottes, d. h. neue Menschheit, eine neue Welt, eine Neuordnung aller Dinge, wo Gott alles in allem ist und die Menschen nur seine Organe und Werkzeuge.

Nun werden Sie verstehen, warum ich nur zögernd und vorläufig vom Christentum in Verbindung mit dem heiligen Geiste sprach. Denn das Christentum ist nicht identisch mit dem Reiche Gottes, sondern es ist, in welcher Konfession und Richtung wir es auch vor uns haben mögen, durchaus Religion wie andere Religionen auch. In ihm ist die Offenbarung Gottes in Jesus wieder verloren worden in dem Maße, als der heilige Geist entwand und an Stelle der objektiven Grundlage im Wesen und Leben der Christen eine subjektive religiöse Verfassung, ein religiöses Gebilde, ein geistiges Schemen trat. Ich rede damit nicht gering-schätzig weder von der Religion noch vom Christentum. Es hat wie die anderen verwandten Religionsgebilde für die bisherige Weltzeit die allergrößte Bedeutung gehabt. Es war und ist eine Kulturmacht, eine Hüterin der Menschheit allerersten Ranges. Aber es ist nur ein Zuchtmeister auf Christus, eine Bewahrungsanstalt auf die Zeit, wo das Reich Gottes kommen wird. Ich bin also weit entfernt, die Bedeutung des Christentums zu verkennen und zu entwerten. Aber Sie werden verstehen, daß es mir heute, wo Pfingsten ist, darauf ankommt, deutlich zu sagen, was heiliger Geist ist und was nicht. Wir würden lügen, wenn wir behaupten wollten, daß das Christentum, die christliche Menschheit die Grundlage ihres Seins und Lebens im heiligen Geiste hat, daß er die elementare Gärung ist, die in der christlichen Menschheit waltet, schaltet und ge-

staltet, daß er die göttliche Macht ist, die die Menschheit erlöst hat und sie leitet, ihr Wahrheit und Leben offenbart und sie von einer Klarheit zur andern führt. Wir können das nicht sagen, weil es nicht wahr ist, weil alles das nicht geschieht. Es ist nicht nur unsichtbar, sondern es ist nicht wirklich. Gewiß gibt es noch genug religiöse Enthusiasten, die sich alles das einbilden. Die kommen heute alle zu Worte und werden große Töne reden. Aber ich will nicht dazu gehören. Als ich vor Jahren einmal ein christliches Blatt in die Hände bekam, in dem die Herrlichkeit des Pfingstgeistes geschildert wurde, und es dann weiter hieß: „Und siehe da, wir haben ihn“, da erschütterte mich einfach das Entsetzen über die ungeheure Selbsttäuschung, und es rief in mir: „Und siehe da, wir haben ihn nicht“. Hätten wir ihn, so stünde es ganz anders. Denn dann hätten wir Reich Gottes. Hätten wir ihn, so hätte es keine Verweltlichung des Christentums gegeben, sondern eine göttliche Beseelung und Neuschöpfung der Welt. Nein, wir haben ihn nicht.

Worin zeigt sich das? In allen möglichen Erscheinungen, die sichere Symptome dafür sind, daß wir den heiligen Geist nicht haben. Ist das Christentum nicht zu verwechseln mit einer idealistischen Weltanschauung? Wer merkt denn, daß es etwas wesentlich anderes ist, d. h. sein müßte, wenn es den heiligen Geist hätte? Damals war es ein aus Gott stammendes neues Sein allerwirklichster Tatsachen und Lebensgesetze, die objektiv bestanden und wirkten. Es handelte sich nicht um Ideen, sondern um Realitäten, nicht um Ideale, sondern um Erfüllungen, nicht um Früchte eigenen Bemühens, sondern um Gnadengaben. Oder faßt man es nicht allgemein auf als die vollkommene Moral? Hat es nicht den Charakter einer Heilsanstalt gewonnen? Treibt man nicht Kultus in ihm? Alles beweise, daß es etwas ebenso Vorläufiges ist wie alle Religionen „auf den Tag“, an dem Gott durch den heiligen Geist die Menschen in sein Reich versetzt. Wo der heilige Geist ist, steht man über der Moral, jenseits von allem regelrechten Gut und Böse, verfaßt und bestimmt durch das Walten des lebendigen Willens Gottes als Organ des einzig Wahren, innerlich Notwendigen, göttlichen Guten, das er in jedem Augenblick aus der Seele erzeugt, indem er sie dafür befruchtet. Wo der heilige Geist ist, gibt es keine Heilsanstalt, sondern Reich Gottes. Da treibt man keinen Kultus, sondern betet durch sein Leben Gott an „im Geist und in der Wahrheit“. Von alledem redet man auch im Christentum, und die Christen bilden es sich ein. Aber ist es tatsächlich Leben aus Gott im Sinne echter Wirklichkeit, oder gibt es das nur vor zu sein? Sind die Christen wirklich neue Menschen oder bestenfalls nur fromme Menschen? Sagt ihnen der Geist, was sie in jedem Augenblick zu tun haben, oder müssen sie nicht immer fragen, was sie im Sinne Jesu tun müssen?

Der heilige Geist ist eine unpersönliche, überpersönliche Macht, die in den Menschen waltet, ein einheitliches, in sich einiges und einigendes Element und Wesen, das die ungeheure Mannigfaltigkeit aller vom Geist er-

füllten Seelen organisch in sich verfaßt, zu einer lebendigen Einheit zusammenschließt und eine unmittelbar gegebene, von selbst wirkfame Gemeinschaft herstellt. Merken wir im Christentum etwas von einer Einheit im Geiste bei aller Mannigfaltigkeit der Einzelnen, von der Verwandschaft im neuen Wesen Jesu bei aller Verschiedenheit der Gestalt und Verhaltensweise in der persönlichen Erscheinung der Gläubigen? Verstehen wir auf Grund des einen Geistes uns schon von ferne, spüren wir das Gemeinsame durch alles Sonderliche hindurch? Kommt überall der lebendige Organismus des heiligen Geistes von selbst zur Geltung, oder müssen wir ihn durch Organisation ersetzen? Es ist alles ganz anders. Wie gerne würden wir das letzte Gebet unseres Herrn erfüllen: „auf daß sie alle eins seien“, wenn wir es könnten! Es gibt keine Gemeinschaft im Geiste, die sich bei aller menschlichen Eigenart und Eigenwilligkeit ganz elementar von selbst durchsetzt und alles Widerstrebende, sich Auflehrende und Unterscheidende einfach in eine vielstimmige Harmonie auflöst. Nirgends herrscht vielmehr eine derartige egoistische Beschränktheit in der Auffassung, eine derartige fanatische Unuldgsamkeit und Respektlosigkeit vor der Überzeugung und Gewissenhaftigkeit der anderen, eine derartige Vergewaltigungssucht den Brüdern gegenüber, eine derartige Unfähigkeit, zwischen Inhalt und Form, Wesentlichem und Unwesentlichem, Göttlichem und Allzumenschlichem zu unterscheiden, eine derartige Manie zu richten und zu verwerfen wie im Christentum. Von heiligem Geist keine Spur!

Oder ist unseren Christen die Erfahrung bekannt, die sich in dem Worte des Paulus ausspricht: „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder“? Müssen die Kinder Gottes nicht immer von Treibern getrieben werden oder sich selbst treiben, wenn sie nur einigermaßen die Richtung des Lebens Jesu einhalten wollen? Wo haben wir diese neue Welt, in der wiedergeborene Menschen leben und in allen Lebensäußerungen Gott offenbaren? Ich sehe sie nicht. Darum wollen wir uns aber doch auch nicht vorspiegeln, so zu sein und so etwas zu haben. Ja wo ist auch nur das Verständnis dafür vorhanden, daß alles, was nicht aus dem Glauben ist, Sünde ist? Dafür hat man gar kein Empfinden, keinen Geschmack, keinen Blick. Nur was dem frommen Reglement nicht entspricht, hält man für Sünde. Glaube ist das persönliche Verhalten, das dem heiligen Geist entspricht, die Empfänglichkeit für sein Wehen und Walten. Aber wo lebt dieser Glaube als Spürsinn für Gott den Lebendigen, als neues Gesicht für alle Dinge, als Hören des lebendigen Wortes Gottes im Geräusch der Welt, als lebendiger Drang, der vom heiligen Geist bewegt wird, als neues Vermögen und eine wirkliche Vollmacht zu leben, die der heilige Geist gibt? Im Christentum versteht man unter Glauben etwas ganz anderes, allerlei, aber jedenfalls etwas wesentlich ganz anderes. Wir haben nicht den Glauben, sondern den Zweifel, das Nichtwissen, die Unsicherheit, die Blindheit und Verblendung. Die erste un-

mittelbare Wirkung des heiligen Geistes ist Heilsgewißheit, ein neues gewisses, ursprüngliches Lebensgefühl der begnadeten Seele, das alles in uns trägt, in allem pulsiert und treibt. Haben wir das? Ach wie verzagt, trostbedürftig, armselig sind die Christen, wie leicht zeraten sie aus der Fassung, wie mühsam müssen sie sich wieder aufrichten, wenn sie sich niederschlagen ließen! Wie können sie sich gegeneinander entrüsten, und wie weltlich, sündig, gottverlassen setzen sie sich dann auseinander! Was für Mißverstehen, Ubelwollen, Verleumdungen, Verfolgen und mit welchen Mitteln! Wenn man das mit der menschlichen Unvollkommenheit entschuldigt, so bestätigt man nur das Symptom. Wer den heiligen Geist hat, kann das einfach nicht. Ein Mehr oder Weniger des ganz anderen Verhaltens gibt es da nicht.

Paulus sagt einmal: „Wo der Geist ist, da ist Freiheit.“ Freiheit ist aber doch sicher Unabhängigkeit. Selbständigkeit kraft der Begründung, Verfassung, Haltung in ihm ist die erste Wirkung des heiligen Geistes. Haben aber unsere Christen diese Selbständigkeit? Sind sie unabhängig von dem Urteil der Welt und der Mitchristen? Gehorchen sie fest und frei, unmittelbar und treu, aufrichtig und gerade, rücksichtslos und rückhaltlos der Stimme Gottes? Ich finde, daß die Unmittelbarkeit des Lebens aus dem tiefsten Empfinden der Seele heraus nirgends so durch allerlei Gesichtspunkte gestört und in ihren Äußerungen umgebogen wird wie bei den frommen Christen. Man denke nur an die Furcht vor dem Anstoß bei den „Wohlgesinnten“ und die Rücksicht auf die Wirkung bei den „Außenstehenden“. Aber auch die Selbständigkeit im Glauben finden wir selten. Ist es nicht ein Skandal, wie hilflos die meisten Christen sind, wenn man von ihnen Rechenschaft über ihren Glauben verlangt, was dann für fromme allgemeine Redensarten, kaum verstandene Lehren oder theologische Begriffsflitterungen zutage gefördert werden statt des einfachen Wissens um alles dies auf grund persönlicher Erfahrung. Statt Freiheit im Empfinden, Anschauen und Leben finden wir doch im Christentum die größte geistige Gebundenheit, Beschränktheit und Bevormundung. Kraft des heiligen Geistes müßte man doch überall einer Toleranz der Wahrheit und Tiefe des Verstehens begegnen, die ganz überlegen in jeder Lebensäußerung das Wahrheitsselement erkennt, die auch in der fremdesten Form den unsagbaren Gehalt der Wahrheit erfafßt. Aber wo wird die größte Einförmigkeit gefördert und gefordert? Doch bei den Christen. Das ist doch ein Zeichen, daß sie den heiligen Geist nicht haben, denn sonst würden sie sich gegenseitig bei aller Verschiedenheit der Erscheinung und Äußerung in dem einen Geist erkennen, der sie mit heiliger Glut erfüllt. Wenn man einen Eindruck von der Freiheit im heiligen Geist haben will, so muß man an ein Wort wie das von Paulus denken, das wir heute für den größten Frevel erklären würden, wenn es nicht in der Bibel stünde: „Fortan kenne ich Christus nicht mehr nach dem Fleisch“, was doch heißen will: der irdische Christus geht mich nichts

an. Weil er den Geist hatte, weil er in Christus war und Christus in ihm, deshalb konnte für ihn das, was von dem geschichtlichen Jesus erzählt wurde, außer Betracht bleiben. Damit vergleiche man nun, wie unser Christentum an dem Neuen Testament hängt, wie es alles aus der Schrift heraus deutet, wie es sich daran gebunden fühlt. Und es steht doch nicht alles darin. Es ist doch so ungeheuer vieles, was in den wenigen überlieferten Worten Jesu oder in den Gelegenheitschriften der apostolischen Briefe gar nicht berührt wurde. Das bleibt dann einfach außer Betracht. Und doch hat Jesus gesagt: „Vieles habe ich euch noch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten.“ Wagt aber heute jemand eine neue Klarheit auszusprechen, so ist er ohne weiteres ein Ketzer.

Damit daß die Christenheit die Offenbarungszeit mit den Aposteln abschließt, bekennt sie selbst unmißverständlich, daß sie den heiligen Geist nicht hat. Dann sollte sie ihn aber auch nicht für sich in Anspruch nehmen und sich damit selbst betrügen. Daß sie das kann, daß sie sich mit Jesus und den Aposteln, mit dem göttlichen Geschehen der urchristlichen Zeit identifizieren kann, daß sie die menschlich-geistige Entfaltung des Lichtscheins der Offenbarung für Wachstum der Wahrheit und ihren kulturellen Einfluß für Kommen des Reiches Gottes halten kann, das sie mit ihren Missionen ausbreiten zu können meint: diese ganze ungeheure Selbsttäuschung samt dem Wahncharakter, den ihr Glaube hat, ist ein Beweis, daß sich nichts vom heiligen Geist der Pfingsten in ihr regt, denn der würde das alles gar nicht ertragen. Manche werden dieses Urteil hart und ungerecht finden, auch wenn sie es nicht ganz ablehnen. Aber hier heißt es einfach: Sollen wir uns zu Gott oder zur Welt, zur Wahrheit oder zum Wahn bekennen? Ist das Christentum echt, dann ist das Reich Gottes von dieser Welt. Ist es aber nicht von dieser Welt, dann ist das Christentum etwas ganz anderes. Ich begreife nicht, daß das nicht allen Aufrichtigen in die Augen springt. Sagen Sie doch selbst: stammt das Treiben im Christentum, die religiösen Bewegungen, über die man immer so glücklich ist, aus dem heiligen Geist oder aus religiöser Erregtheit? Sind sie pneumatischen oder psychischen Ursprungs? Wächst man in der Erkenntnis nur auf Grund und nach Maßgabe der Gnade oder nicht vielmehr des menschlichen, allzu menschlichen Intellekts? Ist das Wirkensfieber, das so viele verzehrt, menschlichen oder göttlichen Ursprungs? Sagen heute noch die Ungläubigen von den Christen: Seht, wie sie sich untereinander lieben! Sagen sie nicht vielmehr: „Die Erlösten müßten erlöster aussehen, wenn wir an ihre Erlösung glauben sollten.“ Wird nicht unsertwegen der Name Jesu gelästert unter den Heiden?

Und so könnte ich noch lange fragen. Aber ich will nur noch auf zwei Symptome hinweisen, die mir wenigstens ein unerschütterlicher Beweis

sind, daß wir den heiligen Geist nicht haben: auf die Widerstandslosigkeit und Instinktlosigkeit des Christentums. Ich meine die Widerstandslosigkeit gegenüber der Welt: die Fähigkeit, Gott und dem Mammon zu dienen; die Methode, göttliche Wirkungen mit endlich-sinnlichen geistigen Mitteln hervorzubringen. Ist der egoistische Eigentumswahn und die Herrschaft des Kapitalismus nicht in der Hut des Christentums großgezogen worden? Und doch wird niemand leugnen, daß die „Heiligkeit des Eigentums“ nicht heiligen, sondern unheiligen Ursprungs ist. Wäre der Weltkrieg möglich gewesen, wenn der heilige Geist in dem Christentum waltete? Und wenn er möglich gewesen wäre, hätte er nicht sofort aufhören müssen durch die übermächtige Reaktion des Geistes Gottes gegen das wahnwitzige Morden? Wenn wir noch einen Beweis brauchten, daß die Christenheit den heiligen Geist nicht hat, so hätte ihn der Weltkrieg gebracht. Und wem der nicht genügt, dem bezeugt es das Justizverbrechen von Versailles und die Tatsache, daß es sich schon drei Jahre halten konnte.

Aber mindestens ebenso beweist mir die Gottverlassenheit des Christentums seine Instinktlosigkeit für das, was göttlichen und was weltlichen Ursprungs und Wesens ist, für die Wahrheit, für die neu auftauchenden Möglichkeiten des Lebens, für das lebendige Wort Gottes, das heute an die Menschheit ergeht. Dafür hat man keinen Instinkt. Ich sehe vielmehr, wie tief religiöse christliche Kreise der Anthroposophie erliegen und wähnen, daß sie die Vollendung der Offenbarung Gottes sei, daß selbst führende Christen Göttliches und Okkultes miteinander verwechseln, und Unzählige sich von ihnen in eine hinter Sinnliche Welt verführen lassen, ohne daß ihr Glaube dagegen reagiert, daß man Tod und Auferstehung Jesu geringschätzt gegenüber Rudolf Steiners Gesichten und sich vermischt, das Reich Gottes mit einem kosmischen Christus mediuemer Phantasie aufbauen zu können, ohne daß sich in ihnen etwas dagegen erhebt, das sie vor dem Gericht der Wahrheit zusammenbrechen ließe. Das Vermögen, die Geister zu unterscheiden, ist dem Christentum abhanden gekommen, aber ebenso auch die Bitterung für die Lösung der Probleme und Erfüllung der Aufgaben, die uns heute bedrängen. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß das Christentum nicht führend ist auf allen Gebieten, sondern vielmehr hemmend, ja reaktionär. Wenn es den Instinkt für die wesenhafte Wahrheit hätte, für das Walten Gottes in der Geschichte, für das Drängen seines Willens, unter dem unsere Zeit erzittert, so müßte es befähigt sein, die Probleme der Weltkatastrophe, an denen wir leiden und zugrunde gehen, zu lösen. Aber es will sie ja gar nicht einmal lösen, sondern will wiederherstellen, was früher war. An alledem merken wir, daß wir den heiligen Geist nicht haben.

Wer aber davon aufs tiefste erschüttert ist, der wird sofort leidenschaftlich hinzufügen: aber wir brauchen ihn, wir können ohne ihn nicht leben, es gibt für uns, für die Einzelnen, für die Völker und für die Menschheit kein Heil und keine Zukunft ohne den heiligen Geist. Es ist furchtbar,

daß zwei Jahrtausende vergangen sind, und die Neubegründung der Welt, die damals eintrat, versunken ist, daß an Stelle der wesenhaften Wahrheit ein subjektiver Wahn getreten ist, an Stelle des Lebens die moralische Vorspiegelung, an Stelle der Offenbarung Gottes die Selbsttäuschung der Menschen. Das ist das Entsetzen, das über uns kommt, wenn wir Pfingsten feiern.

Wenn wir das aber erschütternd erfahren, dann wissen wir auch, daß es für uns persönlich keine Lösung unseres Lebensproblems gibt als durch den heiligen Geist. Ohne diese objektive Macht Gottes des Lebendigen, die uns ergreift und umwandelt, ist es unmöglich, daß ein Mensch erlöst wird von seiner Vergangenheit, von der Welt, von seinem Unwesen und seiner Entartung, von der Knechtschaft der Sünde, daß er unabhängig wird von seinen Verhältnissen, frei von der Gewalt seiner Instinkte und allen Abhängigkeiten von den Dingen, daß er den Weg findet, den er gehen soll, daß er die Stimme Gottes hört und seinen Willen erfüllt. Es gibt keine schöpferische Entfaltung des Göttlichen in uns, wenn sie nicht von der Lebensmacht des heiligen Geistes getragen wird. Ohne ihn kümmerst es dahin und bringt es höchstens zu tauben Blüten, verwelkt und vergeht, und wir kommen nicht über eine Ahnung hinaus, wie es eigentlich sein könnte und sollte. Wir brauchen den heiligen Geist, denn wie soll sonst offenbart werden, was wir eigentlich sind, das Geheimnis unseres Wesens und Lebens? Wer soll uns läutern von dem Mischmasch, den wir darstellen? Das bringt keine Selbsterkenntnis und moralische Arbeit an sich selbst fertig. Sie brauchen es nur einmal zu versuchen. Wir täuschen uns immer wieder über uns selbst, und alles bleibt beim Alten. All unser Bemühen ist Bemühen unseres Ichs und darum von vornherein zur Ohnmacht, Verfehrtheit und Verderbtheit verurteilt. Wir kommen aus diesem *circulus vitiosus* nicht heraus, wenn uns nicht Gott selbst herausreißt, wenn nicht unser Ich in der Glut heiligen Geistes den Flammentod stirbt. Darum sind wir verloren, alles menschliche Streben ist aussichtslos und unfruchtbar, weil es im Wesentlichen nichts ändert, sondern uns immer wieder dem verhaftet, was überwunden werden soll, wenn sich Gott nicht unsrer erbarmt und uns durch die Kraft seines Geistes sterben und auferstehen läßt. Darum lechzen wir nach der Gabe des heiligen Geistes. Wir verschmachten, vergehen, verwesen, wenn wir ihn nicht empfangen. In dieser erschütternden Erkenntnis sollten alle einig werden zu einer Gemeinschaft der Buße und der Sehnsucht, des Hoffens und Wartens. Denn wir können nichts dazu tun, um den heiligen Geist zu empfangen, als uns danach sehnen und darauf warten, als uns immer wieder von unserm Entbehren erschüttern lassen und Gott um Erfüllung seiner Verheißung anflehen — und so leben, wie es dieser Erwartung und Sehnsucht entspricht, wie es daraus von selbst fließt, wenn diese wache Spannung auf Gott den Lebendigen ursprünglich in uns waltet.

Aus Geschichte und Zeit

Aus dem Tagebuche eines Neuwerklers.

Von Georg Flemmig.

Rathenau ermordet! — — Nach der Lat erhält die greise Mutter des Ermordeten noch Schmähbrieft und Beschimpfungen durch den Fernfprecher!! — — Wo find wir eigentlich? Wohin geht die Fahrt? — — Zu dem furchtbaren, unerträglichen Druck von außen auf unser Volk nun auch noch diefes. Ein Blitz in der Nacht, der unfere Lage belichtet: Die Ernften in tieffter Not — die Leichtfertigen und Gewiffenlofen beim Vergnügen — jugendliche Volksgenoffen im Hinterhalte gegen Männer, die fich mühen, für unfere Notgemeinfchaft gangbare Wege zu fuchen — Gott fchweigend. Oder redet Er doch, und wir — verftehen ihn nicht? — — Nach dem Mord ein Flammenzucken durchs Volk, dem fich keiner ganz zu entziehen vermochte wie immer, wenn etwas gefchieht, was im Grunde alle angeht. Und dann, welche Bilder! Sozialiften trauernd an der Bahre des Kapitaliften! Chriften erfchüttert an der Bahre des Juden! Ein Eintreten gewaltiger Maffen für die junge Republik. Und nun? Nur ein irref Wort wider Wort, Schlag für Schlag und Vergeltungsfchreien? Weiter nichts? — Ein uralt' Wort weht der Wind zu den Stillen im Lande, das raunt, daß aus dem Blute der Märtyrer Leben keine. War Rathenau einer? Er war ein Menfch, in dem die zwei Lichter, die den Menfchen machen, das im Kopf und das im Herzen, auch für unfere deutſches Volk brannten. Und deshalb mußte er ſterben. Wäre er „für ſich“ geblieben, fo wäre er vor Mörderkugeln bewahrt geblieben. Mitſchuldig an feinem Tode find wir alle. Am ſchuldigften die, welche gleichgültig find gegen unfere Volkes grauenhafte fittliche Not, feine franke Seele.

Die Theologifche Fakultät der Univerſität Marburg erläßt folgenden Aufruf: An unfere deutſches evangelifches Volk! Die Theologifche Fakultät der Univerſität Marburg verurteilt die Ermordung des Reichsminifters Rathenau aufs ſchärfſte als unchriſtlich und undeutſch. Sie weiſt die Behauptung entſchieden zurück, daß Politik und Moral nichts miteinander zu tun hätten. Niemals kann unfere krankes Volk durch Mord und Gewalt gefunden. Nur von gegenseitigem Vertrauen getragene gemeinfame Arbeit vermag uns zu retten. Darum ift die unheilvolle Wahnsinnſtat eine furchtbar ernſte Mahnung an unfere ganzes Volk, alles verheerende fortan zu meiden und ſich

von allen, die zu Mord und Gewalt treiben oder greifen, entschlossen zu scheiden. Die Theologische Fakultät der Universität Marburg: Bornhäuser (d. J. Dekan), Bultmann, Heiler, Hermelink, Hölcher, Jülicher, Niebergall, Otto, Rade.

Friedrich Wilhelm Foerster bemerkt dazu: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt.“ Die Marburger theologische Fakultät hat sich dazu aufgeschwungen, eine Kundgebung an die deutsche studierende Jugend zu erlassen, worin nachdrücklichst der Bahn bekämpft wird, daß Politik und Moral nichts miteinander zu tun hätten. Seit 1866 wartet man in Deutschland auf solche führenden und warnenden Worte derjenigen Fakultät, die amtlich die Realität und Autorität des Göttlichen gegenüber dem Menschlichen, Allzumenschlichen zu vertreten hat. Nachdem mehr als 55 Jahre lang unter Zustimmung führender Theologen, Politik und Moral zynisch getrennt worden sind, und nachdem diese Spaltung das deutsche Volk zum odium et invidia generis humani gemacht und unvermeidlich Alles das hervorgebracht hat, was wir heute beklagen — da endlich, nach der letzten Bahnsinnstat einer durch die politische Philosophie der Alten verführten Jugend, da erscheint die Warnung der Gottesgelehrten. Werden wir nun noch weitere 50 Jahre harren müssen, bis die Konsequenz dieser Kundgebung gezogen wird und die christlichen Fakultäten sich entschließen, der Verhöhnung der Friedensbewegung durch die deutsche Professorenschaft entgegenzutreten und die deutsche christliche Studentenschaft aufzufordern, sich einmal ganz ernstlich mit dem zu befassen, was die Christenheit der übrigen Völker für die geistig-religiöse Durcharbeitung der Weltfriedensideen getan hat?

Die „Christliche Welt“ berichtet über einen Vortrag des Professors D. Erich Förster aus Frankfurt a. M. „Das christliche sittliche Urteil über Kapital und Kapitalismus“: Mit hervorragender Kenntnis des Kapitalismus wie der Ethik wurde diese Frage behandelt. Gewiß, es wurde mehr eine wurzelhafte Darstellung des Kapitalismus gegeben, während verschiedene Nachredner außerdem auch die Aste und Auswüchse (!) dargestellt wünschten und das nach ihrer Meinung Versäumte nachholten... Doch kann eine unparteiische Berichterstattung dem Hauptredner nur zustimmen: Der Kapitalismus ist nicht das Erzübel, als das er immer verschrien ist, er ist genau so sittlich wie der Sozialismus, ist zum mindesten die Wirtschaftsform, die wirklich Wirtschaft zustande gebracht habe. Je rationeller die Wirtschaft betrieben werde, desto ethischer wirke sie letztlich. —

Wenn's die ratio (Vernunft) allein tut, dann kann man Professor Förster zu seiner Meinung vom modernen Kapitalismus nur Glück wünschen. Wieviel Menschenelend könnte beseitigt werden, wenn der Kapitalismus endlich — vernünftig würde. Es müßte aber bald geschehen; denn es scheint, als würde er diesmal mit seiner Gegnerschaft sobald nicht fertig. Es sind Geister wach, die haben die Geduld verloren. Uns erscheint jener

Kapitalismus, den wir im und vor dem Weltkrieg und heute an seiner fluchbeladenen Arbeit sehen, tatsächlich als ein Erzübel. Doch wollen wir keinem abraten, daran zu arbeiten, ihm Vernunft beizubringen. Es würde sich lohnen, wenn's möglich wäre. Wir haben diese Hoffnung unter Schmerzen aufgegeben. Ist's nicht auch zu spät für eine „wurzeltiefe Darstellung“ des „Kapitalismus an sich“? Wir leiden als lebendige Menschen, uns hilft nicht eine Theorie, sondern — neues Leben.

Leonhard Ragaz schreibt in seinem Buche „Weltreich, Religion und Gottesherrschaft“, dessen Studium ich jedem empfehlen möchte:

„Jesus hat nicht nur keine neue Religion gebracht, sondern überhaupt keine Religion. Man kann sich diese Tatsache gar nicht klar genug machen. Nicht eine Religion will er, sondern ein Reich, eine neue Schöpfung, eine neue Welt. Er will Gott, den Menschen, den Bruder, die neue Gerechtigkeit, die Befreiung der Welt aus Angst und Sinnlichkeit, Mammonismus, Verzweiflung, Tod — und Religion. Der alte Leon soll vergehen, der neue kommen. Man kann sich die Sache Jesu gar nicht realistisch genug denken. Was Jesus will, ist ein aus Gott geborener Weltzustand, keine Religion.“ — Als ich diese Sätze meinem Better Religiosus vorlas, nickte er beifällig zu jedem Worte, aber als die „Befreiung von der Religion“ kam, fuhr er erschrocken in die Höhe und hatte alle vorhergegangenen Forderungen — vergessen. Woraus ersehen werden kann, wie schwer es ist, diese Grundwahrheit auch nur verständlich zu machen. Die Herren Theologen, denen solches Zurückfinden von verkehrten Wegen geläufig ist und auch im „N. B.“ schon andere Sachen besprechen, die erst derjenige verstehen kann, dem ein klares Licht über jene Grundwahrheit aufgegangen, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß mein ungelehrter Better Religiosus auch noch da ist, dem der neue ergiebigere Stollen im Bergwerk erst gezeigt werden muß, sintemalen er mit leidenschaftlicher Liebe im alten Stollen gesucht und dort auch Schätze gefunden hat. Mit anderen Worten: Wer schreibt uns Betrachtungen des Goldes aus dem neuen Stollen für den Better Religiosus und seine Sippe? — Einstweilen liest er den Ragaz mit Dank, Gewinn und Freude.

Durch den „Frankfurter Sonntagsgruß“ erfahre ich heute von folgender feiner Beobachtung, die, ins „Menschliche“ übertragen, Rätsel lösen hilft:

Ein Landpfarrer, der zugleich ein großer Naturfreund ist und insonderheit der Insektenwelt manches Geheimnis abgelauscht hat, erzählt:

Ich habe lange Zeit die Puppe eines Falters, eines der schönsten seiner Art, sorgfältig beobachtet. Als der Zeitpunkt des Aus schlüpfens gekommen war, konnte ich die ersten Anstrengungen sehen, die mein Falter machte, um aus seinem Gefängnis herauszukommen. Während eines ganzen Vormittags kämpfte er, um die Hülle zu durchbrechen. Er schien bei einem gewissen Punkt nicht durchkommen zu können. Endlich verlor ich die Geduld und beschloß, ihm zu helfen.

Mit einer feinen Scherenspitze beseitigte ich auf sehr vorsichtige Weise die Fäden des Gewebes, um den Ausgang zu erleichtern. Sofort kam mein Schmetterling mit großer Leichtigkeit heraus. Aber, o weh! wie eigentümlich war er gestaltet! An einem unförmlich aufgedunsenen Körper waren zu jeder Seite kleine zusammengeschrumpfte Flügel. Ich hoffte nun die wunderbare Entwicklung zu sehen, durch die sich die Flügel entfalten mußten; aber ich wartete vergebens. Meine unkluge Zärtlichkeit hatte das Verderben des armen Tieres verursacht. Gerade der Druck, den der Körper beim Herausschlüpfen hätte erleiden müssen, sollte die Lebensäfte zwingen, in die Flügelgefäße einzudringen. Das war nun nicht geschehen; der Falter blieb eine elende Ungehalt.

Die Lehre such' selbst!

Am Trinitatisfest fuhr ich früh morgens nach Frankfurt und stieg auf dem Südbahnhofe aus. Auf meinem Wege zum Main hörte ich die neuen Glocken der Lukaskirche zusammenschlagen. Und weil ich Glockenrufen nur schwer widerstehen kann, gab ich nach. Die Kirche war gefüllt und ich — fühlte mich in der Fremde daheim. Von der Predigt habe ich ein Wort behalten, das ich nie wieder vergessen werde. Es heißt: „Ein Christ ist ein Mensch, der mit Gott durch Christus im heiligen Geist Gemeinschaft hat.“ Als ich davon am Nachmittage einem anderen erzähle, schüttelt der den Kopf und meint, man müsse sagen: „Ein Christ ist ein Mensch, der Christus seinen Herrn nennt!“ Damit war aber auch ein Dritter wieder nicht einverstanden. Der wollte gesagt haben: „Ein Christ ist ein Mensch, der Jesus nachfolgt.“ — Nun habe ich schon manche stille Stunde darüber nachgedenken, wo wohl der Unterschied zwischen den drei Formeln stecken mag und kann keinen finden. Sagt nicht jeder dasselbe?

Unter der Überschrift: „Was ist der Mensch?“ lese ich in einer Tageszeitung aus gelehrtester Feder: „Die stoffliche Zusammensetzung des Menschen ist längst aufs genaueste untersucht. Tausend Hühnereier enthalten etwa dieselben Stoffe wie ein Mensch von Durchschnittsgröße. Allein der Sauer- und Stickstoff genügt, um, in einen Ballon gefüllt, den Menschen zu tragen. Der Kohlenstoff hat ein Gewicht von 10 kg, in Graphit umgewandelt ergibt er Material für 65 Gros Bleistifte. Aus dem vorhandenen Eisen, dem roten Blutfarbstoff, lassen sich 7 mittelstarke Hufnägel herstellen. Der Phosphor reicht aus, um 800 000 Zündhölzer mit Köpfen zu versehen, oder um 500 Menschen zu vergiften. Das Fett kann man zu 60 Lichtern verwenden. Das Kochsalz würde 20 Teelöffel füllen. Den größten Anteil an der Zusammensetzung des menschlichen Körpers hat das Wasser mit 40 kg, also ungefähr 53 v. H. vom Gesamtgewicht.“ —

Interessant — wie? Hochinteressant! Nun wissen wir doch endlich, was der Mensch ist. „Du“, meint Better Ironicus, „nun glaub' ich doch, daß bald Friede wird; denn so ähnlich war immer die Tageszeitungskost vor dem 1. August 1914 gewürzt.“ Bildung — was?

★ Aussprache ★

Vom Müssen.

Von Hans Hartmann.

Wer die Entwicklung des „Neuen Werkes“ seit dreieinhalb Jahren verfolgt hat, der macht zunächst die Erfahrung, daß sie ein Spiegelbild einer viel tieferen und allgemeineren Bewegtheit unseres geistigen Lebens ist. Alle die Schwingungen vom ungestümen Drauflosgehen, ja sogar von der revolutionären Phrase bis zur Entspannung, Entmutigung und Selbstkritik und dann darüber hinaus ein Vordringen in radikalere Tiefen sehen wir da. Und dann weitet sich jene Erfahrung dahin aus, daß nun viel mehr und viel deutlicher als früher um die Urfrage gerungen wird, die aller anderen Fragen Sinn und Schwere, aber auch Lösung und Ende ist. So ist das Neue Werk dem eigentlichen Radikalismus ohne Zweifel näher gekommen und die Anknüpfung an Dostojewski und anderes, das in gleicher Sphäre schwingt, zeigt, daß man mehr und mehr weiß, um was es geht.

Freilich, in diesem Radikalismus ist eine Gefahr und er hat eine Grenze, die aufzusuchen auch die folgenden Worte dienen mögen. Ich meine da nun nicht die Gefahr, die darin liegt, daß man die von Andern klar und entscheidend gestellte Probleme und Ausblicke einfach aufgreift, einfach übernimmt, wodurch manches leicht zur Formel wird — wir können ja heute, wo alles Leben und Denken der Bewegten so ineinanderflutet, gar nicht ganz frei sein von jener Gefahr, und es kommt nur darauf an, daß wir uns ihrer ganz bewußt bleiben und uns ständig von ihr zu reinigen suchen. Sondern ich meine eine andere Sache.

Wenn ich anknüpfe an das Wort aus dem Dostojewski-Aufsatz von Heinrich Schultheis: „Wer aber so leben muß, wird wissen, worum es sich handelt“, so meine ich das nicht in irgend einem polemischen Sinne gegen irgend einen Einzelnen, auch nicht gegen Heinrich Schultheis (höchstens gegen mich selbst), sondern ich meine es rein aus der Sache heraus und um der Sache willen. Es handelt sich mir auch nicht darum, nachzuweisen, daß man mit seiner radikalen Kritik an Kultur, Religion und Mensch nicht zu Ende kommt, vielmehr irgendwo stecken bleibt. Das ergäbe leicht ein Geplänkel in Mißverständnissen. Sondern es handelt sich darum, die Frage aufzuwerfen, ob nicht mit der Berufung auf das innere Müssen als letzte Instanz für Wahrheit und Wirklichkeit auch zugleich ein letztes, schwerstes „menschliches“ Vollwerk aufgeworfen wird.

Nicht wahr, so ist es doch: man verzichtet darauf, jene letzte Paradoxie des Ja und Nein, des gleichzeitigen Zerstörens und Aufbauens von der Erkenntnisseite her (nicht zu verwechseln mit der glatten Logik des gesunden Menschenverstandes) zu bewegen. Man bleibt im Emotionalen, Gefühlsströmenden, darum spricht man auch von einer „gewaltigen“ Paradoxie. Aber gerade da, wo man nicht nur gegen die Psychologie als letzten Maßstab, sondern gegen den Menschen und alles Menschliche überhaupt als letzten Eigenwert spricht und sprechen muß — mit Recht sprechen muß, da ist es doch eine besondere Berlegenheit, sich, wenn die tausend Fragen der Suchenden von allen Seiten drohen, auf das innere Müssen zurückzuziehen. Diese Fragen, die sich um die eine Zentralfrage drehen: wenn ich nun aber nicht muß? — sind zu bekannt und zu sehr von uns allen bewegt, als daß ich sie hier im Einzelnen aufzählen müßte.

Das innere Müssen ist nicht nur psychologisch etwas sehr Verständliches: es ist der Zwang, so und so leben zu müssen, hingerissen zu werden, ja selbst die letzten Dinge in bestimmter Weise sehen und über sie denken zu müssen. Das ist schon verdächtig: denn alles, was auf seine Ursache zurückgeführt werden kann oder bei genügender Kenntnis des Ablaufs werden könnte, wird damit dem Wirbel der Kausalität, der „abgeleiteten Erscheinungen“ (Goethe) preisgegeben, und könnte sich sehr von Gott entfernen. Aber über der psychologischen Verderbnis, die über dem Bollwerk des inneren Müßens liegt, gibt es noch eine schlimmere, wesentliche. Denn man tut dann so, als ob man in einer direkten Abhängigkeit von Gott, in einer unmittelbaren Beeinflussung von Gott her sein könne. Ob man das eben kann, das ist die zentrale Frage, die nicht zu lösen ist und die uns daher keine Ruhe lassen sollte. Ist nicht das Mittelbare besser, reiner und tiefer als das Unmittelbare? Ist hier nicht das Medium einzusetzen, das uns von den Umklammerungen und Beherrschungen des vermeintlich Unmittelbaren befreien müßte? Mit jenem Unmittelbaren von Gott her (denn ohne diesen Hintergrund wäre die Berufung auf das Müssen ja Phrase und rein psychologisch aufzulösen) rückt man ja „Gott“ auf unsere Ebene herab, in unsere Kausalität hinein, man gleicht ihn uns an, man setzt ihn als Faktor ein — ich drücke mich so aus, um nicht die erstarrenden Formeln aus der religiös-sozialen Dogmatik brauchen zu müssen. Und man tut dies doch sehr stark auch, um seinen Bollwerk des inneren Müßens nicht preiszugeben, um sich zu retten.

Muß nicht auch das innere Müssen aufgehoben, gekreuzigt, als Instanz und letztes Kriterium geopfert werden? Wo ist denn die Grenze zwischen letzter Wahrheit und vorgetäuschter Wahrheit, wenn man noch vom inneren Müssen spricht? Ich sehe gerade in der Ablehnung des inneren Müßens, in der Auflehnung dagegen — von der Erkenntnisseite, nicht von der psychischen her —, den eigentlichen Sinn Dostojewskis. Dostojewski sah, er rang, er ward wirklich erschüttert, er erkannte letzte Zusammenhänge und letzte Spannungen, aber er mußte nicht mehr und er

könnte sich nicht mehr auf das Müssen berufen. Er würde das Lessingwort so umgedreht haben: Kein Mensch darf müssen. Würde er das nicht tun, so wäre er nichts weiter als — Erlebnistheologe.

Von der andern Seite kann man diese Sache, um die wir ja alle erst ringen, so ansehen: Es ist kurz vor jener Berufung auf das Müssen als Erkenntnisquelle [wird „wissen, worum es sich handelt“] die Rede davon, daß „man mit der einen Hand baue und mit der andern Hand zerstöre“. Ich will nicht wortklauben, aber gerade darum muß ich die Frage stellen, ob man, also wir denn zerstören und aufbauen. Und da wäre doch zu sagen, daß die Paradoxie des göttlichen Ja und Nein, wenigstens so weit ich es sehen kann, darin besteht, daß wir sehen und erkennen, daß schon, von Gott aus, zerstört und aufgebaut ist, daß von Gott zugleich das Nein und das Ja über die Dinge gesprochen ist. Daß und wie wir das erkennen können, ohne es zu erleben, ohne von einem inneren Müssen „überwältigt“ zu sein, ist freilich paradox. Unser Sagen wird da nur bis zu dem Begriff der Verantwortung reichen, mit der wir stets und dauernd neu diese Erkenntnisse vollziehen. Also nicht wir bauen und zerstören, sondern wir erkennen die letzten Zusammenhänge und äußersten Pole des Zerstört- und Gebaut-Seins. Wir haben jenes letzte Bollwerk des Müßens, wenn es sich in uns baut, immer wieder preiszugeben.

Wir haben in dem Worte Goethes zu stehen: „Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen und wissen keineswegs, wie wir zur Urfrage kommen sollen“. (Wobei ich das „wir kommen“ vielleicht mehr betonen möchte als es in Goethes Absicht lag). Und am wenigsten kommen wir möglicherweise durch Müssen an die Urfrage heran. Eher könnte man sagen, die Urfrage „kommt zu uns“. Damit ist freilich zugleich das tiefe Recht der Arbeit an und in den „vorläufigen“, weltlichen, abgeleiteten Dingen gegeben. Die zu verraten wäre ganzer Verrat, denn sie stehen eben auch unter dem Ja. Wenn wir Menschen uns das verstandesmäßig klar machen, kommen wir ja nie über das leidige Bild von den Sphären heraus. Was in der Sphäre, wo es sich um Gott und Mensch handelt, Sünde ist, eben die Berufung auf das innere Müssen, das ist in der Sphäre unseres zeitlichen Seins, unserer Arbeit und unseres Strebens, innerste Notwendigkeit, die nicht verraten werden darf. Das hat doch wirklich Herpel, darin Nachfolger Luthers (in seiner Stellung zu Staat und Gesellschaft, auch zu den Bauern) recht deutlich gesagt, daß man mit der unmittelbaren Berufung auf Gott recht vorsichtig sein muß.

Gerade wenn also das innere Müssen in der Sphäre der Arbeit und des „Wirkens“ — ob man wohl dies verdächtige Wort in unserm Kreise, der Neuwerk heißt, noch aussprechen darf? — sein tiefes Recht hat, da es Quellboden alles reinen Seins und Sehens ist, Kraft für das Werk des Tages, darum ist es um so fragwürdiger und bedauerlicher, wenn Eberhard Arnold in seiner sehr wichtigen Betrachtung über das Neue

Werk kundgeben muß, daß das innere Müßen der „Neuwerkler“ be-
erdigt wurde. Ich meine jetzt nicht das, was uns mit sehr vielen
Nicht-Neuwerkleren im Tiefsten verbindet, das Revolutionäre im
formal-religiösen Sinn, das Zurückgehen auf die letzten Dinge, das Nicht-
Scheuen auch vor den schlimmsten und unangenehmsten Zusammenbrüchen.
Dazu braucht man nicht Neuwerkler zu sein, dies kann man bei Gogarten,
in der „Weltwende“, im Weißen Ritter (der durchaus nicht in das Schub-
fach: ethische Bewegung eingeschachtelt werden darf), in manchen Jugend-
gruppen ebenso gut finden. Nein, ich meine wirklich die ursprüng-
liche Sendung des Neuen Werkes, in Protest und Aufbau, — auch der
Aufbau steht unter dem Ja Gottes —, in Wort und Tat, in Hin-
gabe und Kampf gegen die als solche erkannten satanischen Mächte un-
serer Zeit zu zeugen. Will man da nicht mehr kämpfen, und zwar als ge-
schlossene Gruppe kämpfen, dann hört die Sendung auf. Dann wird
man titanisch, weil man eine Sache, die keinen Sinn mehr hat neben
andern genau gleichen Sachen, künstlich aufrecht erhält, oder auch: man
wird sektenhaft und damit überflüssig, weil man sich mit einer Spielerei
abgibt, die vom letzten Sinn abbrückt. Das Siedeln an sich, oder die
Tatsache eines Verlages an sich dürften doch wohl die Existenzberech-
tigung gerade eines Kreises, der einst einen bestimmten Auftrag hatte,
nicht genügend begründen.

Christus verkünden — das tut auch die Heilsarmee. Christus der Ju-
gend verkünden — das tun Unzählige, z. B. auch die Quickborner. Aber
Christus verkünden und zugleich [aber bitte ohne innere, religiöse
Verknüpfung, also etwa „um Christi willen“] kämpfen gegen die satani-
schen Mächte, das tat bisher rein wohl nur das Neue Werk. Jedenfalls
hat es da seine deutliche Aufgabe. Soll es darin von andern, etwa von
der „Weltwende“, die doch wieder ihre eigentümliche Aufgabe hat, ab-
gelöst werden? Und wenn man sagt, der Einzelne könne ja trotz des
Todes der ursprünglichen Sendung den Kampf weiterführen, so ist das
teils eine bare Selbstverständlichkeit; man kann auch als Mitglied eines
Regelklubs gegen die alte Welt kämpfen, ohne daß deshalb der Regelklub
eine wesentliche Änderung und wirkliche Existenzberechtigung zu ha-
ben brauchte. Aber es ist Spielerei, denn die „Gemeinschaft“ — und es
war im Neuwerk so etwas wie Gemeinschaft — löst sich auf in einen reli-
giösen Sportverein, der Christus sucht und jede Aufgabe in der Welt ver-
leugnet.

Also: Neuwerk bleibt sozialistisch, kommunistisch, pazifistisch, anar-
chistisch, oder vielmehr: es bezeichnet den Punkt, von wo aus Sozialismus,
Kommunismus, Pazifismus, Anarchismus ihren letzten Sinn gewinnen
könnten. Oder Neuwerk ist vorbei. Ich glaube noch nicht, daß es wirklich
auf seine Sendung verzichtet, darum sage ich mich auch nicht los [das
„Lossagen“ bedeutet ja in jedem Fall Pose, als ob Isolierung möglich sei].
Aber wenn ich anerkennen müßte, daß es doch seine Sendung verleugnet,

dann — würde ich nicht weinen um das Zusammenbrechen einer Gemeinschaft, die sich ja dann als vermeintliche erwiesen hätte —, sondern ich würde klagen um die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, in der jetzigen verseuchten Welt eine K a m p f gemeinschaft, die zugleich eine christliche sein will, rein und stark aufrechtzuerhalten. —

Darf ich nun das Grundsätzliche, was ich sagen wollte, noch einmal anknüpfen an die Aufforderung, zu dem schwungvollen Anruf an das Überpersönliche und Schöpferische in Johannes Müller Stellung zu nehmen. Da ist nämlich ein entscheidender Punkt. Ich muß aber voraus bemerken: Es handelt sich mir nicht um Müller persönlich, sondern um den Punkt, den er bezeichnet, nämlich um den schöpferischen, unmittelbaren Menschen, den Menschen des inneren Müßens. Müller ist darin sozusagen bis an die äußersten Grenzen gegangen, hat den Umkreis ganz umschritten. Aber auf diesem Wege „K o m m e n w i r“ nicht an die Urfrage heran. Mit intellektuellen Mitteln Müller zu zerlegen, wäre Unfug, der Triumph könnte nur ein intellektueller, also verachtungswürdiger sein. Müller hat auf dem Gebiete des Müßens und des Unmittelbaren Wesentliches geleistet. Und das soll voll und ganz anerkannt werden.

Und darum kann nur die eine Frage zu ihm, zu seiner Sache, gestellt werden:

Ist es nicht so, daß gerade der nichtschöpferische, leere, unerfüllte Mensch, der sich nicht mehr auf sein inneres Müßen von Gott her zu berufen wagt, Gott vielleicht am nächsten, absolut nahe steht? Das wäre die Botschaft Dostojewskis.

Muß nicht beim erfüllten Menschen die Erkenntnis der letzten Zusammenhänge und Paradoxien zurüctreten vor seiner Erfülltheit, vor seinen noch so tiefen und wesenhaften Zwängen?

Ist es nicht so, daß der erfüllte Mensch sich an die Urfrage herantastet, daß der schöpferische Mensch die Distanz nicht hält, aber der unerfüllte auf Gott wartet und zu Gott eilt und mit Goethe spricht, daß wir uns innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen bewegen, aber nicht zur Urfrage kommen — obwohl er weiß, daß es die Urfrage gibt und daß sie dauernd zerstörend und richtend, aufhebend und schaffend über ihm, über allem Sein hängt und in allem Sein schwingt. Aber er hat Distanz: er glaubt sie nicht erleben und ebensowenig sie verkünden zu können.

Wenn dem aber so wäre, käme es dann nicht darauf an, innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen wirklich zu leben, sich zu bewegen, nicht wie Müller die Urfrage und womöglich die Urantwort dauernd zu verkünden, sondern aus innerem Müßen seiner Sendung in der Welt, in den abgeleiteten Dingen, treu zu bleiben? Das ist meine heutige Frage an das Neue Werk.

Zur Beleuchtung und Weiterführung der von Otto Herpel aufgeworfenen Frage: „Johannes Müller, Zur Kritik des religiösen Individualis-

mus“ haben wir in dieser Nummer eine Pfingstrede von Johannes Müller gebracht, ohne in dieser Frage vorläufig selber etwas zu sagen. Ebenso nehmen wir vorläufig keine Stellung zu den Ausführungen Hans Hartmanns. Wir hoffen, daß die Aussprache sich noch weiter entwickelt und wir dann zusammenfassend etwas sagen können.

Aus einer Fürsorgerziehungs-Anstalt.

S inmitten einer bürgerlichen Welt unter einem alten verfahrenen System ringen wir mit unserer ganzen Hingabe um neues Leben, um neuen Geist für unsere gebundenen Schwestern. Wir hielten es für unsere Pflicht auszuhalten, auch weil wir glaubten, daß ein Neues daraus entstehen könnte. Aber wir haben erkannt und erlebt, daß man nicht „neuen Wein in alte Schläuche füllen kann“. Darum müssen wir unsere Arbeit, zu der wir uns berufen fühlen, aufgeben. Wir werden ein Neues schaffen aus unserm Innern, allwo es bereits feste Gestalt gewonnen hat.

Ihr habt doch alle durch Dr. Karl Wilker und sein Werk einen Einblick getan in die Arbeit an den Jungen. Wir stehen in derselben Arbeit an den Mädchen. Wir haben gesehen, daß man junge Menschen gefesselt nach „Fürsorgerziehungsanstalten“ „transportiert“. Wir haben erlebt, wie junge Mädchen wegen Geringsfügigkeiten tagelang in Zellen gesperrt werden, in denen im Winter auch tagsüber das Wasser im Waschbecken nicht auftaute. Wer will ermessen, was von geist- und verständnislosen, gewalttätigen Erziehern, die ihren Beruf ausüben wie ein dem Primitiv-Materiellen dienendes Handwerk, an jungen Menschen ver- und zerbroschen worden ist. Dürfen wir da länger schweigen und tatenlos bleiben?

Nein: Wir wissen, daß wir handeln müssen, und das ist unsere Erkenntnis: Unsere Mitarbeit in dieser alten Welt zermürbt uns und kann der Jugend garnichts helfen. Aus dem Geiste und nicht aus bürgerlicher Moral und Humanitätsduselei soll ein Neuland geschaffen werden für die Jugend, die von der heutigen Welt als „gefährdet“ bezeichnet wird.

Wir werden damit beginnen, diese weibliche Jugend einer Lebensart zuzuführen, in der sie zu sich und zu ihrem Wesentlichen findet.

In lebendiger Arbeit an und mit Kindern und in starker Gemeinschaft mit uns soll die werdende Frau sich entfalten und zu ihrer Wesensart kommen.

Helft uns! Ratet uns! Macht uns Vorschläge! Laßt uns dem Menschen in uns selbst dienen durch Hingabe an den Bruder, die Schwester. Wir suchen ein Haus, das etwa zwanzig Kinderchen und ebensoviele Mädchen aufnimmt. Es ist nötig, daß Land zu bewirtschaften dabei ist. Vor allem brauchen wir Eure Liebe! Euren Glauben! Eure Zuversicht! Gemeinschaft mit Euch!

Plözensee bei Berlin, im Mai 1922.

Elisabeth Kröner, Rita Schramm.

Einladung zur ersten Konferenz des deutschen Versöhnungsbundes.

Nicht die äußere Umgestaltung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse allein, nicht bloß ein Arbeiten in der Richtung pazifistischer, menscheitsverbrüdernder Art, mit der Losung: die Waffen nieder, vermag uns herauszureißen aus dem jähen Zusammenbruch, der heute alle bedroht. All dies Wirken ist unbedingt notwendig. Notwendig ist aber auch die Umwandlung unseres eigenen Wesens, unseres Volkes und der Völker durch die aus Christi Leben und Lehre quellenden Heilskräfte. Eine Erziehung von uns selbst, von engeren und weiteren Volksgruppen zu den Aufgaben einer auf Vertrauen aufgebauten Arbeitsgemeinschaft von Völkern und Klassen zur Verwirklichung wahrer Gerechtigkeit und wahrhaftiger Liebe zwischen Menschen und Völkern tut not. An der Verwirklichung dieser Ziele mitzuarbeiten ist auch das Bestreben des „Versöhnungsbundes“ (Deutsche Geschäftsstelle: Berlin D 17, Fruchtstraße 64.)

So wurde in den letzten Ausspracheabenden der Gruppe Berlin-Ost des „Versöhnungsbundes“ z. B. die Lage im französisch besetzten Rheinland und unser Verhältnis zu Frankreich, die gegenwärtige Lage in Indien besprochen, wir hörten Quäkerberichte aus dem russischen Hungergebiet und erhielten einen Bericht über die Konferenz von Genua.

Durch die erste Konferenz des Deutschen Versöhnungsbundes möchten wir weiteste Kreise unseres Volkes zur Mitarbeit einladen. Die Konferenz findet vom 29. bis 31. Juli im Ferienheim der Sozialen Arbeitsgemeinschaft in Wilhelmshagen bei Berlin statt und hat folgenden Verlauf:

- Sonnabend, 29. Juli vorm. 10 Uhr: Versöhnungsarbeit der Religionen.
nachm. 6 Uhr: Versöhnungsarbeit des Sozialismus.
- Sonntag, 30. Juli vorm. 10 Uhr: Christliche Revolution.
nachm. 4 Uhr: Stellung der Jugend zur Versöhnungsarbeit.
- Montag, 31. Juli vorm. 10 Uhr: Bericht der Versöhnungsbünde der verschiedenen Länder.
nachm. 4 Uhr: Praktische Arbeiten des deutschen Versöhnungsbundes.

Verantwortlicher Schriftleiter: Heinrich Schultheis, Sannerz, Neuwirkgemeinschaft.
Druck von H. Steinfeld Söhne, Schlüchtern.

1922 #4

Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis

Der Weg in die Zukunft.

Dichtung für Sprechchor.

Von Berta Lask.

Stimme von oben:

Sonnenblumenkerzen stehn den Weg hinauf.
 Blauer Vogel schäumt drüber hin.
 Welt liegt weit gebreitet über Berg.
 Sterne schwingen jauchzend um mich her.
 Doch Menschheit, wo weilst du,
 entstürzt der Welt?
 Mensch, Mensch, wach auf!
 Welches Dunkel verschlang dich?
 Welche Klüfte halten dich gebannt?

Chor aus dem Erdinnern:

Wir hämmern schwarze Schächte
 im dunklen Leib der Erde
 durch nie bezwungene Nächte
 mit dunkelnder Gebärde.

Wir schlagen schwarz stäubende Wege
 mit unseres Fleisches Kraft.
 In nie erhellte Stege
 verrinnt unsres Blutes Saft.

Chor aus Fabriken:

Sausende Maschine schwingt durch unsere Muskeln, Adern und Hirne.
 Schlag von Hämmern klingt in unserem Blut.
 Steinerne Mauer von Fabriken untrotzt gebietend unsere Stirne.
 Luft liegt gepreßt auf uns mit wuchtender Glut.

Chor der Krieger:

Wir stehen am eisernen Rohr, donnern Tod in die Luft.
 Unfre Leiber fliegen zerfetzt und ruhen in keiner Gruft.
 Fliehen wir rückwärts, faßt uns ein Tiger mit tödlichen Pranken.
 Durch die Luft starren Mäuler aus blutigem Gold; die verschlangen
 Gottes Gedanken.

